

Zeno-Zeitung

Kreiszeitung

für den Kreis Ahaus

Gronauer Volkszeitung

Eper Volksblatt

Amthliches Organ für den Kreis Ahaus.

54. Jahrgang.

Geschäftsstelle in Gronau: Gebr. Penning, Verlagsanstalt GmbH, Bahnhofstraße 2, Fernsprecher Nr. 260. Bankkonten: Kreis- und Stadtparität Ahaus, Gewerbebank Ahaus und Stadt Sparkasse Gronau i. W. Anzeigenpreise: das 10malige Millimeter für die Zenozeitung 10 Pfg., für die Kreiszeitung für den Kreis Ahaus 3 Pfennig. Rabatt nach Tarif.

Verlag: Gebr. Penning, Verlagsanstalt G. m. b. H., Zweigniederlassung Ahaus

Erscheint täglich. Bezugspreis monatlich durch Boten 2,10 Mk., durch die Post 2,20 Mk. (ohne Bestellgeld). Schriftleitung und Geschäftsstelle in Ahaus: van-Deusen-Str. 8. Telegr.-Adresse: Kreiszeitung Ahaus i. W. Fernruf Nr. 450. Postfach 65. Postfach-Konto: Hannover 22 730

Nummer 290

Sonntag, den 21. Oktober 1934

Jahrgang 1934

Der Sowjetbürger wählt.

Von unserem Moskauer Mitarbeiter.

A. Moskau, im Oktober.

Etwa 90 Millionen wahlberechtigter Sowjetbürger gehen im Laufe der nächsten Wochen zu den Wahlen. In allen Teilstaaten der Sowjetunion in Europa und Asien stehen in dieser Zeit die Wahlen im Mittelpunkt des Interesses. Eine Neuauffassung der Sowjets findet statt, angefangen von der Unterstufe der Dorfsowjets über die Stadtsowjets und die entsprechenden Bezirksorgane bis zu den höchsten Stufen der Sowjetkörperschaften. Und wenn im Dezember diese Wahlen zum Abschluß gelangt sind, dann folgt die Wahl der Deputierten zum großen Sowjetkongress, der im Januar 1935 in Moskau zusammentritt.

Das Interesse der maßgebenden Kreise in der Partei und in der Regierung und ebenso das Interesse der ihnen untergeordneten Sowjetpresse richtet sich vorläufig vor allem auf die Dorfsowjets. Die für die Handhabung der Wahlen ausgegebenen Richtlinien und die kommentierenden Presseartikel erörtern die Wahlen im Dorf weit mehr als alle anderen. Das ist begreiflich, denn die ländlichen Wahlen sollen diesmal eine Art von Examen der Bauern bilden. Es handelt sich bei ihnen nicht nur um die Entscheidung von im Sinn der Partei zuverlässigen Deputierten in die neu zu bildenden Sowjets, sondern es soll auch im Wahlergebnis die Zustimmung der Bauernschaft zu der Kollektivierung der Landwirtschaft zum Ausdruck kommen. Seit den letzten Wahlen hat die Kollektivierung sehr große Gruppen der Bauern neu erfasst, und der Ausgang der Wahlen soll fest, so hofft man in Moskau, durch Entscheidung einer überwiegend großen Zahl von politisch zuverlässigen Kollektivbauern in die Sowjets eine Befestigung der Kollektivierungsidee darstellen. Darum sind so strenge Vorschriften über „Wahlamtlichkeit“ bei den Wahlen ausgegeben worden, darum auch die Warnungen vor den „Schleichwegen der Kulaken“. Unter letzteren werden ja längst nicht mehr die ehemals wohlhabenden Großbauern verstanden, sondern die nicht bedingungslos unterwürfigen Bauernschaften. Das sind einerseits diejenigen Bauern, die zwar in den Kollektiven leben, aber so weit möglich Kritik am System und passive Resistenz gegen die Kollektivierung an den Behörden üben. Andererseits diejenigen Einzelbauern, die nicht nur am System der Einzelwirtschaft festhalten, sondern auch der weitergehenden Kollektivierung entgegenwirken versuchen. Es ist aber nicht anzunehmen, daß diese Gruppen irgendwelche beachtlichen Erfolge bei den Wahlen erringen werden. Es ist dafür gesorgt, daß die formell vorhandene Wahlfreiheit sich nicht anders betätigen kann, als daß allenfalls einige Kulaken in die Dorfsowjets eingeschmuggelt werden, die sich in der Öffentlichkeit als parteifromm zu zeigen verstehen. Im ganzen aber heißt es jedenfalls im Sinn der maßgebenden Stellen: Wahlfreiheit, die ich meine!

In den Städten gibt das Proletariat den Ausschlag, das von oben noch besser übersehen und geleitet wird als die Bauern. Wenn hier wider den Schmelz gekämpft werden soll, so müßte sich zuerst eine Leitung der Angehörigen organisieren. Diese könnte nach Lage der Dinge nur aus Anhängern der innerparteilichen Opposition bestehen. Aber der letzte Parteikongress im Januar d. J. hat ja gezeigt, wie eingeschüchtert die Opposition ist, die „Trotzkisten“ sowohl wie die „Rechtsopportunisten“. Wenn sie noch etwas zu unternehmen gewillt ist, was sehr unwahrscheinlich ist, so muß sich das schon in allerhöchster Zeit zeigen. Denn vor den großen Kongressen der Partei und der Sowjets pflegte ja früher die „Diskussion“ zu entbrennen, die die führenden Geister des maßgebenden Kreises und der Opposition aufeinander plagen ließ.

Der Sowjetkongress im Januar 1935 ist der erste nach einer Pause von dreieinhalb Jahren. Die Länge dieser Pause hängt zum Teil mit der Oppositionsfrage zusammen. Nach den letzten Auseinandersetzungen wollte die Parteileitung eine Beruhigung einleiten lassen und mit der Opposition abrechnen. Das ist dann auch bekanntlich sehr gründlich geschehen. Heute hört man nichts mehr von der Opposition, abgesehen von einzelnen Ausfällen der Sowjetpresse, die hier und da bürokratische Schlamereien in den Behörden oder Nichtbeachtung der Vorschriften über die Kollektivierung mit der ideologisch oppositionellen Einstellung der Schuldigen begründen will. Die Führer der Opposition, ein Bucharin, ein Rykow usw., haben nach ausgiebigen Reuebekenntnissen ihren Frieden mit der Parteileitung gemacht. Nach langem Zögern hat auch Klawowski als letzter der prominenten Oppositionellen diesen Weg beschritten und nunmehr wird er sogar in diplomatischer Mission in Tokio verwendet. Was „Herrn Trotski“ betrifft, so wird er überhaupt kaum mehr beachtet. Unter diesen Umständen dürfte der Sowjetkongress also kaum irgendwelche Unstimmigkeiten zeigen.

In der Auslandspresse sind in letzter Zeit Stimmen laut geworden, die die im Zusammenhang mit den Sowjetwahlen erlassenen Verordnungen als erste Anzeichen einer Wendung der Sowjetregierung und der Parteileitung zu einer Milderung des Systems ausdeuten wollen. Sie beziehen sich dabei auf die „Gna-

denation“, die Tausenden von verbannten Kulaken die Erlaubnis zur Rückkehr in ihre ehemaligen Wohnbezirke gibt. Diese Maßnahme darf aber gewiß nicht als Nachgiebigkeit gegenüber der kulakischen Schicht der Bauernschaft angesehen werden. Es dürfte sich vielmehr um eine Maßnahme handeln, die zur weiteren Einschüchterung der Bauernschaft bestimmt ist, soweit diese noch ihrer Unzufriedenheit Ausdruck zu geben versucht. Man hat ja nur solche Kulaken begnadigt, die „durch ehrliche Arbeit für den Sowjetstaat und bedingungslose Unterwerfung“ sich hervorgetan haben. Vermutlich und nicht mehr fähig zu irgendeinem Widerstande lehren diese „Begnadigten“ nunmehr in ihre ehemaligen Wohnstätten zurück, wo sie als abschreckendes Beispiel dienen sollen, da ihre Mitbauern aus

ihrem Schicksal ersehen können, wie der Widerstand gegen die Generallinie der Partei gebrochen wird. Bisher liegen in Moskau nicht viele Berichte über die Vorbereitungen zu den Wahlen vor. Was die Presse aber darüber veröffentlicht, läßt schon jetzt erkennen, daß die Wahlen unter strengster Kontrolle der Parteiorgane stattfinden werden, wie es bisher immer der Fall gewesen ist.

Kleine Entente und Balkanbund zur Mordtat von Marseille.

Eine ernste, aber friedliche Kundgebung.

MB Belgrad, 20. Oktober.

Der Rat der Kleinen Entente und der Balkanbund haben am Freitagabend zwei gleichlautende Verlautbarungen veröffentlicht. In der einen Verlautbarung sind lediglich die Worte Kleine Entente durch Balkan-Entente ersetzt worden. In der Verlautbarung heißt es u. a.:

„Angesichts der tragischen Ereignisse, die kürzlich Süd-Slawien und Frankreich betroffen haben, hat der geschäftsführende Präsident der Kleinen Entente den ständigen Rat für den 19. Oktober zu einer außerordentlichen Sitzung nach Belgrad einberufen. Gleichzeitig mit der Prüfung der allgemeinen politischen Lage befaßte sich

der Rat mit den Einzelheiten der Mordtat von Marseille.

Er ist zu dem Ergebnis gelangt, daß es sich dabei um ein Verbrechen handelt, das in das Gebiet der Außenpolitik gehört, da es unter dem Einfluß von Kräften begangen worden ist, die jenseits der Grenzen tätig sind. In der Tat hat sich in der letzten Zeit eine große Anzahl von terroristischen Akten ereignet, deren Ziel darin bestand, gewisse Länder in ihrer internationalen Stellung zu gefährden oder Staaten, die kürzlich zu einer nationalen Einheit gelangt sind, ihrer erprobtesten Diener zu berauben.

Diese internationale Anarchie hat ihren Höhepunkt in dem Tode des großen Königs erlangt, der von allen geliebt und geehrt wurde. Der

Ständige Rat der Kleinen Entente hält es in der gegenwärtigen Lage für

notwendig, daß alle Staaten ohne Ausnahme in einem Geiste des Friedens und mit Ruhe und Objektivität zusammenarbeiten, damit die gegenwärtigen Verantwortlichkeiten festgelegt werden können.

Ebenso hält er es erforderlich, daß Maßnahmen ergriffen werden, die geeignet sind, in Zukunft die Wiederholung derartiger Taten zu verhindern. Der Ständige Rat der Kleinen Entente ist der Ansicht, daß sich ernstere Konflikte ereignen werden, falls tatsächlich internationale Maßnahmen nicht getroffen würden oder falls man Maßnahmen nicht mit aller Loyalität und allem guten Willen anwenden würde.

Die Regierungen der Staaten der Kleinen Entente erklären feierlich ihre völlige Solidarität mit Süd-Slawien; sie verpflichten sich, mit wachsender Genauigkeit alle vertraglichen Bindungen einzuhalten und mit unermüdlicher Energie die Politik fortzuführen, die sie bisher verfolgt haben. Der Ständige Rat der Kleinen Entente hat sich im königlichen Palast in Belgrad dem König Carol und dem Prinzen Paul vorgestellt, um ihm die Ergebnisse seiner Arbeiten zu unterbreiten. König Carol und Prinz Paul haben die Entschlüsse des Rates gern gebilligt.

Beim Empfang des Außenministers des Balkanbundes im königlichen Schloß in Belgrad begrüßte der griechische Außenminister Maximos König Carol von Rumänien und das Mitglied des Regimentsrates Prinz Paul mit einer längeren Ansprache. Die nächste ordentliche Zusammenkunft des Rates des Balkanbundes wird zum festgesetzten Zeitpunkt, nämlich am 30. Oktober 1934, stattfinden.

Die Belgrader Verhandlungen im englischen Urteil.

London, 20. Oktober.

Der „Times“-Berichterstatter in Belgrad sagt zu der Erklärung der Kleinen Entente, sie sei kraftvoll, aber nicht sensationell. Ihre ernste Note sei der Hinweis auf die Folgen einer Fortdauer der gegenwärtigen Mordepidemie. Die jugoslawische Regierung habe bisher kein Material an den Völkerbund gesandt und werde die Beendigung der französischen Untersuchung abwarten, bevor sie über ihre weiteren Schritte Beschlüsse fasse. Es werde immer deutlicher, daß die Mordtat von Marseille eine störende Wirkung auf die außenpolitischen Beziehungen in Europa ausgeübt habe, die sowieso teilweise gespannt waren.

In den französisch-jugoslawischen Beziehungen habe es seit Jahren zunehmende Ursachen von Reibungen gegeben:

den Glauben, daß Frankreich die Wiedereinsetzung der Habsburger in Österreich begünstige, den Viermächtepakt und die Annäherung Frankreichs an Italien, die wegen der politischen Ziele Italiens Verdacht erzeuge. Der Berichterstatter sagt,

unter diesen Umständen finde das Argument Deutschlands, daß die deutsch-jugoslawischen Beziehungen in keinem Punkt einander widersprächen, in Süd-Slawien zunehmende Gunst.

Es sei zwar richtig, daß es gegenwärtig keine Veränderung in der Politik gebe. Aber wenn die Entwicklung in der gegenwärtigen Richtung weiter gehe, werde das in einem Jahre vielleicht nicht mehr wahr sein. Viel werde von der inneren Entwicklung in Süd-Slawien abhängen.

General Göring sei am Freitag einer der wichtigsten Männer in Belgrad gewesen. Während das Volk ihn auf den Straßen mit Beifallsrufen begrüßt habe — er sei unzweifelhaft während der letzten Tage der Mittelpunkt des öffentlichen Interesses gewesen — habe er dem Ministerpräsidenten, dem Kriegsminister und dem Chef des Generalstabes Besuche abgestattet und sei später von der Königin empfangen worden.

Der Berichterstatter des „Daily Herald“ in Belgrad meldet seinem Blatt: General Göring hatte während seines Besuchs in Belgrad einen großen persön-

Die günstige Finanzentwicklung im Reich.

Ausschlußreicher Bericht des Konjunkturforschungsinstituts.

Berlin, 20. Oktober.

Die vom Staatssekretär Reichardt angeführte Frage der Haushaltsbalancierung im laufenden Geschäftsjahr findet eine klare und sehr eindringliche Beantwortung in dem Wochenbericht des Konjunkturforschungsinstituts.

Die darin aufgeführten Einnahmen und Ausgaben des Reiches weisen zum ersten Mal seit langer Zeit in dem Vierteljahr vom April bis Juli einen Ueberschuß von 6,8 Mill. Mk. aus. In dieser gleichen Zeit des Vorjahres betrug das Defizit noch 29,5 Mill. Mk. Dieser Ueberschuß ist erreicht worden trotz einer Fülle außerordentlicher Ausgaben, auf die auch bereits das Reichsfinanzministerium hingewiesen hatte. Da sind die Zuschüsse für den freiwilligen Arbeitsdienst in Höhe von 105 Mill. Mk. In den wenigen Monaten konnte das Reichsfinanzministerium nicht weniger als 266 Millionen Mk. Steuergutschriften oder 93 Proz. der für das ganze Jahr vorgesehenen Entlastungssumme zurückzahlen. Das Institut berechnet ferner eine Ausgabe von 310 Mill. Mk. zur Einlösung der Reichsarbeitsbeschaffungswche. Wenn man diese Summe überblickt, erscheint der wenn auch geringe Ueberschuß doppelt bedeutsam.

Die umlaufenden Steuergutschriften konnten durch die vorgenommenen Zurückzahlungen von 1,36 auf 1,18 Milliarden vermindert werden. Der Reichshaushalt rechnete im Steuervoranschlag für das laufende Geschäftsjahr mit einem Mehreinkommen aus Steuern in Höhe von 350 Millionen Mark. Nach den bisherigen Einnahmen im ersten halben Jahr steht ein Mehreinkommen von mindestens

5 Prozent über den Voranschlag hinaus fest. Insgesamt würde nach den Berechnungen des Konjunkturforschungsinstituts der Voranschlag zusammen mit der Verminderung der Unterföhrungszahlungen für die Arbeitslosen um 1½ Milliarden niedriger ausfallen als im vorigen Jahre. Das Reich erzielt nämlich nicht nur eine höhere Steuereinnahme, sondern die Mehreinnahmen aus Vermögensbeständen und Anleihen betragen allein in den ersten vier Monaten 340 Mill. Mark.

Gegenüber den vielen Verleumdungen über den Rückgang der Erwerbslosen sollte man eigentlich nur die Haushaltszahlen der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung ins Treffen führen. Die Aufwendungen für alle drei Gruppen von Unterföhrten gingen nämlich bisher von 907 auf 480 Mill. Mk., d. h. um 47,1 Proz. zurück. Im Vorjahre mußten insgesamt 2,2 Milliarden Mark unter starker Inanspruchnahme der Mittel des Reichsfinanzministeriums für die Erwerbslosen aufgebracht werden. In diesem Jahre wird man nur noch einmal die mit 1,4 Milliarden Mark ausgelegte Unterföhrungssumme erreichen, obgleich die Reichsanstalt keine Reichshilfe mehr erhält, sondern zusammen mit den Gemeinden die notwendigen Summen aufbringt. Der Ueberschuß der Reichsanstalt betrug in den Monaten April bis August 177,8 Mill. Mark. Es war infolge dieser ungewöhnlich günstigen Gestaltung möglich, den Fond für die Grundföhrung öffentlicher Arbeiten von 204,5 Mill. Mk. im Vorjahre auf 310 Mill. Mk. zu erhöhen. Die Reichsanstalt konnte also in diesem Jahr zum ersten Mal ihren Verpflichtungen aus eigener Kraft nachkommen und darüber hinaus noch eine wertvolle Reserve ansammeln, die in den entscheidenden Monaten des Frühjahres bei der Inangriffnahme von Arbeiten unter freiem Himmel sehr erfreulich in Erscheinung treten wird.

Die Flottenbesprechungen in London beginnen.



Ankunft der Japaner. Links: der japanische Botschafter und Hauptbedollmächtigte für die Besprechungen, Matsuoka, rechts neben ihm Admiral Yamamoto, der japanische Marinechef, und neben ihm der englische Admiral Dens, der die Japaner empfing. Auf der Flottenkonferenz sind die Japaner neben den Engländern und Amerikanern die wichtigsten Verhandlungspartner, weil sie mit Nachdruck an ihrer Forderung festhalten, künftig ebenso starke Flotten zu besitzen, wie England und Amerika.

lichen Erfolg. Überall wurde er vom Volk mit begeisterten Zurufen begrüßt. In diplomatischen Kreisen wird ganz offen davon gesprochen, daß Italien, wenn es seine Bestrebungen nach einer Vormachtstellung auf dem Balkan und seine Einmischung in Zentraleuropa fortsetze, vielleicht Süditalien in die ausgedehnten Arme Deutschlands treiben werde.

Der Berichterstatter der „Morningpost“ in Belgrad meldet, ein Mitglied der Regierung habe ihm erklärt:

„Süditalien wird wegen der Ermordung des Königs Alexander keine direkte Aktion gegenüber irgendeiner fremden Macht unternehmen. Alles, was Süditalien etwa beschließen sollte, wird in eingehender Beratung mit seinen Verbündeten und Nachbarn und mit vollem Wissen der anderen europäischen Mächte geschehen.“

Der Berichterstatter bemerkt, durch diese Erklärung würden die Kriegswolken und die Gefahren einer direkten Aktion weggekehrt. Es könne somit zuversichtlich gehofft werden, daß die Tragödie von Marzelle keine Folgen von der Art der Tragödie von Serajewo haben werde.

Eine Rede Sir John Simons.

Der Mord von Marzelle und seine Auswirkungen für Europa.

London, 20. Oktober.

In Northampton wurde eine Kundgebung zur Unterstützung der Politik der britischen Regierung veranstaltet, bei der Sir John Simon eine Rede hielt. Er kam dabei u. a. auf das Verbrechen von Marzelle zu sprechen und wies darauf hin, daß die Haltung Großbritanniens zu den politischen Fragen Europas, wie sie sich aus dem Mord von Serajewo ergab, mit der gegenwärtigen Lage, die sich nach Serajewo ereignet habe, nicht mehr übereinstimme, denn der Einfluß und die Entscheidung aller Staatsmänner Europas würden, so sehr sie hoffen, darauf verwandt werden, auch nur die entfernteste Möglichkeit dieser Art zu unterbinden. Man habe jetzt die bitteren Erfahrungen eines vierjährigen Krieges zur Verfügung und man überzeuge sich nicht nur von der Schrecklichkeit, sondern auch von der Nutzlosigkeit eines solchen Gemegels.

Simon fuhr dann fort: Schon vor dem Verbrechen von Marzelle haben wir mit großer Befriedigung die Rede Mussolinis vom 6. Oktober in Mailand zur Kenntnis genommen, in der er die Absicht der italienischen Regierung bekundete, mit den Nachbarn Italiens und besonders mit Frankreich und Süditalien zu einer Vereinbarung und zu einem Bündnis zu gelangen. Die Gefühle, denen damals Mussolini Ausdruck verlieh, sind jetzt nach dem Tode König Alexanders um so wertvoller, als er keinen Augenblick daran zweifelt, daß sie auch jetzt noch der Inhalt der Politik der italienischen Regierung sind. Der Besuch König Alexanders in Frankreich war in Wirklichkeit ein Unternehmen, das als ein neuer Meilenstein auf dem Wege zu einer allgemeinen Entente zu betrachten ist, so wie die von Mussolini skizzierte worden war. Die Politik Großbritanniens ist in diesen traurigen Tagen ständig darauf gerichtet gewesen, ohne natürlich eine neue Verpflichtung irgend welcher Art einzugehen, zur Geduld und zur Mäßigung in jeder Hinsicht zu raten. Insofern die Freunde des Friedens handhaft bieten, so haben wir die Gewissheit, daß es im Interesse des ganzen Europas liegt, wenn man die schwere Aufgabe der neuen Regierung erleichtern hilft. Wir haben ferner die Gewissheit, daß ein hartes, einiges, blühendes und zufriedenes Süditalien dem Interesse Europas am meisten entspricht.

„Times“ meldet aus Rom, daß der englische Interaktionssekretär des Außenministeriums Sir Robert Bantistat, der sich auf Ferien in Italien befindet, gegenwärtig als Gast des britischen Botschafters Sir Eric Drummond in der britischen Botschaft in Rom wohnt. „Times“ fügt hinzu, der Unterstaatssekretär habe den leitenden Beamten des italienischen Außenministeriums Höflichkeitserweise abgeleitet.

Englische Nachrufe für Generaloberst von Kluck.

DNB London, 20. Oktober.

Der Tod des Generalobersten von Kluck wird in der ganzen Presse an hervorragender Stelle gemeldet. Der Verstorbene hatte in England eine wichtige Volkstumlichkeit bekleidet als Führer der 1. Armee, gegen die die britische Expeditionstreitmacht im August 1914 bei Mons und Le Cateau zu kämpfen hatte.

Das französische Kabinett vor einer neuen Krise?

Der Verfassungsreformplan Doumergues und die Parteien.

(1) Paris, 20. Oktober.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß die französische Regierung schon in den nächsten Tagen eine neue Krise zu lösen haben wird. Der Arbeitsminister Marquet wird von seiner Partei, den Neosocialisten, vor die Entscheidung gestellt, entweder die Regierung oder die Partei zu verlassen. Die Neosocialisten begünstigen ihren Standpunkt damit, daß die Politik des Burgfriedenskabinetts seit einigen Monaten eine den Grundtendenzen der Partei widersprechende Richtung eingeschlagen habe.

Am Freitag trat das Parteibüro zusammen, um die Sitzung des Nationalrates der Partei, die am Sonnabend und Sonntag stattfinden, vorzubereiten und bei der Gelegenheit den Arbeitsminister zu hören. Der Abgeordnete Renaudie, der der Vorsitz der Opposition ist, forderte den Minister auf, sein Amt sofort zur Verfügung zu stellen, was Marquet aber mit Entschiedenheit ablehnte. Der Arbeitsminister erklärte, er sei zwar entschlossen, seinen Rücktritt einzubringen, aber man müsse es ihm anheimstellen, den geeigneten Zeitpunkt zu wählen. Er könne auf keinen Fall im Augenblick die Regierung verlassen. In parlamentarischen Kreisen nimmt man aber mit Sicherheit an, daß der Arbeitsminister sich eher aus der Partei ausgliedern lassen wird, als auf die weitere Mitarbeit in der Regierung zu verzichten. Praktisch würde sich der Austritt Marquets aus der Partei nicht auswirken. Denn von den 29 Abgeordneten, die die Partei in der Kammer zählt, haben 27 von jeher gegen das Kabinett Doumergue gestimmt. Ein endgültiger Beschluß wird aber kaum vor Sonntag gefaßt werden, da nur der Nationalrat der Partei über die notwendigen Vollmachten verfügt.

Am 6. November tritt das französische Parlament (Kammer und Senat) zu seiner außerordentlichen Tagung zusammen, während der in der Hauptsache der Haushaltsplan beraten werden soll. Weiter werden hierbei die beiden Kammern auch über eine Vorlage der Regierung zu beschließen haben, ob die Natio-

nalversammlung nach Versailles einberufen werden soll.

Wie in gutunterrichteten parlamentarischen Kreisen hierzu verlautet, sollen die gestern im Kabinettsrat versammelt gemessenen Minister sich grundsätzlich dahin geeinigt haben, daß die Nationalversammlung zur Reform der Verfassung in der zweiten Novemberhälfte nach Versailles einberufen werden soll. Man rechnet mit einer heftigen Aussprache über die Vorlage zur Einberufung der Nationalversammlung, da im Senat die Ablehnung gegen eine allzu autoritäre Regierung zuzunehmen scheint. Das Recht, bei der Auflösung der Kammer mitzusprechen, scheinen sich die meisten Senatoren nicht beschneiden lassen zu wollen.

Der Vorsitzende des Auswärtigen Ausschusses der Kammer, der radikalsozialistische Abgeordnete Paul Baudry, äußerte sich in nicht mißzuverstehender Weise zu den Absichten des Ministerpräsidenten, der Regierung durch eine Verfassungsänderung größere Autorität zu verleihen. Frankreich sei, so sagte er, vor den Generalstaaten in Availles, ein zu altes Land, als daß hier Methoden politischer Knechtschaft Fuß fassen könnten. Es wünsche wohl, daß die Fesseln des Staates, die im Verlauf der Zeit schlaff geworden seien, wieder gespannt würden; es nehme aber keine schiedsrichterliche Autorität an. Nur gemeinsame Anstrengung und die freiwillige eines Volkes könne eine Besserung bringen. Wenn die Arbeiten der französischen Einrichtungen nicht immer den Hoffnungen und Wünschen entsprechen hätten, so sei das Volksganze daran schuld. Man müsse sich aber in erster Linie vor autoritären Methoden hüten, die angeblich neu seien und die in Wirklichkeit längst durch die der eigenen französischen Geschichte verurteilt seien.

Der „Excelsior“ glaubt zu wissen, daß sich Doumergue unter Umständen bereit erklären werde, gewisse Änderungen an seinem Verfassungsreformplan vorzunehmen. Im übrigen mache er aber sein Verbleiben an der Spitze der Regierung immer noch von der Annahme der Verfassungsänderung abhängig.

In den Nachrufen wird seinem Charakter und seiner Tapferkeit große Anerkennung gezollt.

Der britische Brigadegeneral Spears sagte am Freitagabend in einer Kundgebung u. a.: Generaloberst von Kluck wird den englischen und französischen Soldaten, die in den ersten Tagen des Krieges gekämpft haben, als ein großherziger Feind im Gedächtnis bleiben. Er war ein großer Mann, tapfer und ein guter Kämpfer.

Verständnislosigkeit der Saarregierung.

Sie lehnt Organisation des Winterhilfswerkes ab.

DNB Saarbrücken, 20. Oktober.

Wie im Vorjahre, so sollte auch in diesem Winter ein großzügiges Winterhilfswerk an der Saar aufgezogen werden. Die caritativen Verbände zusammen mit der Sozialabteilung der Deutschen Front wollten sich in dem Dienst der großen Sache für die leidenden deutschen Volksgenossen an der Saar stellen.

Wie aus dem jetzt veröffentlichten Briefwechsel zwischen den caritativen Verbänden und der Regierungskommission hervorgeht, hatten sich die beteiligten Stellen bereits Mitte September an die Regierungskommission mit der Bitte um Genehmigung der Sammlungen für das Winterhilfswerk gewandt. Nach wochenlangem Schweigen erteilte die Regierungskommission einen abschlägigen Bescheid mit der eigenartigen Begründung, daß sie sich im Hinblick auf die bevorstehende Abstimmung auf den grundsätzlichen Standpunkt stellen müßte, keine Sammlungen zu einem Winterhilfswerk zu genehmigen, dessen Träger oder Mitträger eine an der Abstimmung beteiligte politische Organisation sei.

Es muß daher merkwürdig berühren, daß der abschlägige Bescheid der Regierungskommission mit politischen Gesichtspunkten begründet wird, obwohl es sich bei der Durchführung des Winterhilfswerkes um eine rein caritative Angelegenheit handelt. Sinn und Zweck des Winterhilfswerkes an der Saar wie im Reich ist

einzig und allein, die Not der Armen zu lindern, zumal von dem Winterhilfswerk des Saargebietes wie stets alle notleidenden Saarländer ohne Rücksicht auf die politische Einstellung erfaßt werden sollten. Auf den ersten abschlägigen Bescheid der Regierungskommission hin hatten sich dann die caritativen Verbände allein an die Regierungskommission gewandt. Bis heute ist ihr am 3. Oktober gestellter Antrag ohne jede Beantwortung geblieben.

Bei dem abschlägigen Winterhilfswerk handelte es sich um die Verforgung von rd. 180.000 Volksgenossen. Es hatte am 1. Oktober beginnen sollen.

Teilgeständnis des verhafteten Danziger Schulrats.

DNB Danzig, 19. Oktober.

Zu der Verhaftung des Oberbürgermeisters Behrendt teilt die Pressestelle des Danziger Polizeipräsidiums noch folgendes mit: „Der Danziger Staatsanwaltschaft, Oberbürgermeister und Schulrat Josef Behrendt, der als Referent beim Danziger Senat, Abt. für Volksbildung, Wissenschaft, Kunst und Kirchenwesen (Schulverwaltung) tätig war, wurde am 14. d. M. durch Beamte der Politischen Polizei in seiner Wohnung wegen dringenden Verdachts seiner Verwicklung in politische Verbrechen festgenommen und dem Polizeigefängnis zugeführt. Oberbürgermeister und Schulrat Behrendt hat sich wiederholt hinter dem Rücken seiner vorgesetzten Behörde mit einem höheren Beamten einer auswärtigen Macht getroffen und diesem pflichtwidrig berufliche Vorgänge vertraulich mitgeteilt. Die letzte dieser Zusammenkünfte fand am 13. d. M. von 20 bis 22 Uhr im Hotel „Central“ in Gdingen statt.“

Behrendt wurde dem Gerichtsgefängnis zugeführt. Gegen ihn ist wegen dringenden Verdachts des Vorgehens gegen die §§ 93b und 93d Str. G. B. Haftbefehl erlassen und die gerichtliche Voruntersuchung eröffnet. Wie hierzu das Deutsche Nachrichtenbüro noch mitteilt, ist erwiesen, daß Behrendt in Gdingen einem polnischen Legationsrat über Anordnungen der



Neuer Uniform der Luftpolizei.

Auf Grund eines Erlasses des Luftfahrtministers erhalten die Beamten der Luftaufsicht (Luftpolizei) eine neue Uniform, die sich an diejenige des DBP anlehnt. Die Luftpolizei hat jedoch einen hellgrünen Kragenspiegel mit einem Ringkragen, der das Hohenstaufenkreuz und die Aufschrift „Reichs-Luftaufsicht“ trägt.

Danziger Schulverwaltung, die er als hoher Danziger Beamter streng geheimgehalten hatte, Bericht erstattet hat. Behrendt hat inzwischen in der Voruntersuchung auch schon ein Teilgeständnis abgelegt.

Präsident Zaimis wiedergewählt.

DNB Athen, 20. Oktober.

Die griechische Nationalversammlung nahm am Freitag die Präsidentenwahl vor. Dabei wurde der bisherige griechische Staatspräsident Zaimis mit 197 von 330 Stimmen wiedergewählt. General Kallaris erhielt 18 Stimmen und der Präsidialkandidat Konatas eine Stimme. Zwei Stimmen waren ungültig und 112 Abgeordnete hatten sich der Stimme enthalten.

100000 Mark-Gewinn fällt nach Bayern.

DNB Berlin, 20. Oktober.

Der Hauptgewinn der Preussisch-Sächsischen Klassenlotterie fiel am 2. Tage der Ziehung zur 1. Klasse auf die Nr. 277 041. Die Nummer wird in der ersten Abteilung in Achstufen in Bayern, in der zweiten Abteilung ebenfalls in Achstufen in Bayern gespielt.

Kaiblinger nicht ermordet?

DNB Wien, 19. Oktober.

Amlich wird verlautet: Entgegen der ursprünglichen Annahme über den Tod des Bürgermeisters Alois Kaiblinger ist auf Grund des gerichtlichen Gutachtens festgestellt, daß der Tod des Bürgermeisters nicht durch fremde Hand herbeigeführt wurde, sondern daß es sich um einen Unfall handelte, der auf eine schwere mit heftigen Magenbeschwerden verbundene chronische Erkrankung des Verstorbenen zurückzuführen ist.

Trotzdem wollen in der Bevölkerung die Gerüchte nicht verstummen, daß doch ein Mord vorliege, zumal die stürmischen Sturmcharen eine Traueranzeige ausgegeben haben, die mittels, daß ihr Mitglied und Führer Alois Kaiblinger „von rufloser Mörderhand“ gefallen ist. Diese Traueranzeige erschien auch in dem Organ der stürmischen Sturmcharen „Sturm über Österreich“.

„Warum schreibst Du nicht - Rolli?“

Roman von Walter Sawitzky.

Copyright: Nationaler Romandienst, Herbert Kuhlmann, Berlin-Tempelhof.

Nachdruck verboten!

12)

„Komm, Mary-Anne, fahren wir gleich bei das alte Generalin“, sagt Wilkinson und steht auf. Er ist ein Mann der Tat, bei ihm wird nichts auf die lange Bank geschoben. Man verabschiedet sich also vom Professor Hammerling und fährt sofort zur Wielandstraße.

Die Generalin ist zuerst nicht sehr entzückt über den Besuch der Amerikaner. Sie steht mit einer großen Schürze im Vorzimmer und beaufsichtigt das Verpacken eines alten, englischen Speisefervices.

Wilkinson nimmt sogleich auf einer Kiste Platz und sagt: „Nix hören, Madame, nur einen Augenblick, Mary-Anne, sprich du!“

Frau Wilkinson lehnt der Generalin nun den Zweck ihres Besuches auseinander, und, wie nicht anders zu erwarten war, nimmt die Generalin die Einladung für die Tochter mit freudigem Dank an. Die lebenswürdige, charmante Art der feinsinnigen Frau verfehlt auch auf die Generalin nicht die Wirkung. Welch ein Glück für Rita, mit diesen reizenden Leuten reisen zu können, so für sie einen Winkel der Welt zu sehen! Wie gut das für sie sein wird!

Die Generalin bittet ihre Gäste nun doch noch in das halb ausgeräumte Wohnzimmer, sie habe da noch einen ganz alten Portwein liegen. Herr Wilkinson würde so etwas gewiß zu schätzen wissen! Er weiß zu schätzen, alter Portwein! Er schneidet mit der Gabel, als er begreifen hat, daß ein Genick ihm bevorsteht, überhaupt, wozu ist man denn nach Europa gekommen? Zu Hause müßte es doch ein Weibchen dauern, ehe man Portwein trinkt darf!

Man sitzt nun zu dreißig beim Wein, und die Generalin, die sonst durchaus nicht ihr Herz auf der Zunge zu tragen pflegt, weiß später selbst nicht zu sagen, wie es eigentlich dazu gekommen ist, daß sie ihren Gästen Ritzen wegen das Herz ausschüttet! Wilkinson kann ja kaum die Hälfte davon verstehen, was die Generalin erzählt, er beschäftigt sich daher vorwiegend mit dem Portwein, aber seine Frau zeigt reges Verständnis und Teilnahme!

Also das Herz der reizenden Rita ist nicht mehr frei, und Herr Brunander ist der Auserwählte!

„Sagen Sie selbst, gnädige Frau“, sagt die von dem Wein etwas angeregte Generalin mit einer ihr sonst ungewohnten Lebhaftigkeit, „soll ich es mit offenen Augen ansehen, wie Rita in das Unglück rennt? Ich habe nichts gegen ihn, er ist zweifellos ein grundständiger und wohlgeordneter Mensch, gegen einen anderen Charakter hätte ich Rita schon inständig aufgelegt, aber genügt denn das heutige? Er ist Schauspieler, dabei ist noch nichts erwiesen, daß er wirklich Talent hat! Ich habe ja allen Dingen fremd gegenüber, man hört und sieht aber doch täglich, wie schlecht die Ausübten gerade in diesem Beruf sind! Rita ist 22 Jahre, sollte es für sie denn wirklich keine anderen Ausichten mehr geben, als Frau Brunander zu werden und mit diesem Schauspieler ein Hungerlohn zu führen? Anders kann es ja gar nicht werden, wenn sie diese Verbindung nicht löst, denn wenn er wirklich Talent hätte, dann müßte doch jetzt wenigstens schon die Mißake hierzu bemerkbar sein. Er ist jetzt in Rom, ich weiß nicht, was er da treibt, Rita hat ihn wahrscheinlich gerade zum Bahnhof begleitet, weil das das Unglück mit dem Auto passierte. Jetzt ist ein Brief von ihm gekommen. Nun, ich habe die feste Absicht, ihn diesen Brief nicht zu lesen.“

Frau Wilkinson hat sehr aufmerksam zugehört. Sie hat für die ersten Verklärungen und Sorgen der alten Dame volles Verständnis. Gerade hier, die sie so eine große Schwäche für das reizende Mädchen hat, will es durchaus einleuchten, daß die Mutter mit Händen und Füßen gegen diese Verbindung ist! Aber mit Gewalt ließe sich das nicht ausrichten, meint sie, die jungen Mädchen dieser Zeit lassen sich überhaupt nichts sagen. Am wenigsten in Herzensangelegenheiten, und schon gar nicht von ihren Eltern. Es sei aber gut, daß sie nun durch die Generalin unterrichtet sei. Mit sehr viel diplomatischem Geschick könnte man vielleicht doch etwas erreichen, sie habe mit ihren eigenen Töchtern ja auch so manche Erfahrung gemacht! Vor allem sei es aber jetzt von Wichtigkeit, daß Rita in andere Umgebung käme, andere Menschen kennenlerne und auch läse, daß es außer Herrn Brunander noch andere Männer in der

Welt gäbe. Dafür wolle sie schon sorgen, und so sei diese Reise nach Meran jetzt in einem jeher geeigneten Zeitpunkt gekommen. Frau Wilkinson steht auf. „You are ready?“, „Im also ready“, sagt ihr Gatte und gießt sich den letzten Rest aus der Flasche ein. „Wenn Rita hier ist, alle wir in unsere Hotel eine kleine Abendessen mit gute Portwein machen.“

Die Amerikaner verabschieden sich und lassen die Generalin in bedeutend besserer Stimmung zurück, als sie sie angetroffen haben. Die Wilkinsons hat ihr der Himmel geschildert. Nun ist doch wenigstens Hoffnung vorhanden, daß Rita anderen Sinnes wird. Es war in jedem Falle richtig, daß sie Brunanders Brief nicht ausgehändigt hat, sie fühlt dieserhalb keinerlei Gewissensbisse mehr.

Es geht also besser mit Rita. Alle Tage etwas besser. Sie hat keine Kopfschmerzen mehr, Appetit stellt sich ein, sie darf sogar schon etwas essen.

Jetzt Tage liegt sie nun schon hier und die Bewußtseinsfindung ist vollkommen verschwunden. Jede Einzelheit dieses Unglücks ist ihr jetzt genau in der Erinnerung wiedererstanden, auf alles kann sie sich genau besinnen. Deutlich sieht sie die Szene im Filmatelier vor sich, ihre Flucht im Auto, und auch alles, was sich später ereignet hatte.

Die erste Verklärung bei dieser Erkenntnis ist einer tiefinnerlichen Genugtuung, einer glücklichen Zufriedenheit gewichen. Ja, er sollte fühlen und wissen, daß eine Bindung zwischen ihnen ist, die sie für alle Zeiten aneinanderketten! Keine Reue ist in ihr, nur eine tiefe Verklärung und Dankbarkeit dem Schicksal gegenüber, das ihr diese Tat ermöglichte.

Nun aber sind wieder Tage vergangen und sie hat immer noch kein Lebenszeichen von Brunander. Die Mutter hatte ihr doch sogleich den Brief gebracht, wenn ein solcher eingetroffen wäre. Auf einen anderen Gedanken kommt sie gar nicht. Warum schreibt also Rolli nicht? Sollte es vielleicht ein gutes Zeichen sein? Steht er am Ende schon unmittelbar vor der Erfüllung ihrer gemeinsamen Wünsche und will sie mit der vollendeten Tatfache überfallen? Man muß also geduldig weiter warten. Selbst schreiben kann sie ihm ja nicht, sie weiß ja seine Adresse nicht.

Nun wird sie bald gesund sein. Dann muß sie zurück in die alte, ungemütliche Wohnung in der Wielandstraße. Das Leben geht weiter, aber Rolli ist nicht da! Die Hoffnung, ihn bald wiederzusehen, und dann nicht mehr von ihm getrennt zu werden, ist das einzige, wozu sie jetzt noch lebt. Auch Arbeit wird sie keine mehr finden.

Die Affäre im Filmatelier hat sich bestimmt schon in jenen Kreisen herumgesprochen, und solche Mädel, deren Freund oder Verlobter gleich zurückläßt, wenn man sein Glück bei ihnen versuchen will, dürfen nicht allzu beliebt

beim Film sein! Nun, da ist jetzt nichts mehr zu ändern und alle Hoffnung steht also auf ihm, auf Rolli. Wird er es schaffen?

Am nächsten Tage darf sie zum erstenmal aufstehen. Noch etwas matt, etwas blaß, doch glücklich wieder auf eigenen Beinen zu stehen, ist für sie in einem selbstgezügten Morgengraue aus hellgrünem, weichem Seidenstoff am runden Tisch und blättert in den illustrierten Zeitschriften, mit denen Frau Wilkinson sie reichlich versorgt hat, als ihr deren Besuch gemeldet wird. Dieser Besuch bedeutet immer eine Feststunde für Rita. Es ist ihr oft unbegreiflich, wie viele doch einer ganz anderen Generation entstammende Frau sich in die Gefühle und Gedankenwelt eines jungen Menschen hineinzuversetzen vermag. Das besonders innige und kameradschaftliche Verhältnis zu ihren eigenen drei Kindern — zwei Töchter und ein Sohn — hat sie in Amerika verheiratet — mag viel dazu beigetragen haben. — Es ist so wunderbar zu hören, wenn Frau Wilkinson von ihren Kindern spricht. Nichts ist da von blinder Affekt, von blinder Zärtlichkeit, was sie da für Brautjungferinnen in die Welt geschickt hat, nur die von einem leichten, kameradschaftlichen Vertrauen getragene hehrte, edelste Liebe zu ihrem eigenen Kinde und Blut. Mit bezauberndem Humor und viel Beobachtungsgabe plaudert sie zuweilen auch über die Fehler und Schwächen ihrer Kinder, sie hat eine so plastische Darstellungswelt, daß Rita diese drei ihr doch völlig fremden Menschen direkt vor sich zu sehen scheint.

Der heutige Besuch von Frau Wilkinson hat aber eine ganz besondere Bedeutung: Sie hat nämlich endlich von Professor Hammerling die Erlaubnis erhalten, von der Einladung nach Meran zu sprechen, und der Einbruch, der ihre Worte auslöst, übertrifft noch bei weitem ihre Erwartungen. Ritzen Freunde ist grenzenlos, sie fällt der alten Dame um den Hals, küßt ihr abwechselnd das Gesicht und die Hände, ist überhaupt vollkommen aus dem Häuschen! Bei dieser Gelegenheit erzählt sie denn auch von der Auflösung des Haushaltes in der Wielandstraße. Die Hauptlache ist, sie braucht nun nicht gleich nach dem langweiligen Lichterfeste hinauszuweichen, sondern fährt nach Meran, nach Meran! Ein neuer Freudenbruch folgt. Frau Wilkinson ist ganz gerührt und sehr stolz auf ihre Idee, Rita mitzunehmen, denn natürlich ist es ihr Gedanke gewesen, Gerad hatte gewiß keine begeisterte Zustimmung gegeben, doch selbst auf diesen Gedanken zu kommen, dazu ist er natürlich viel zu dankbar, beschließt die Amerikanerin unter lauten ihre Mitteilung. Ein paar Tage müßte sie noch in der Obhut des Arztes in der Klinik verbringen, dann könnte sie bis zur Abreise in dem Hotel unter den Linden bei ihnen wohnen, denn sie habe gewiß auch einige Vorbererkungen zu treffen, und da sei es ja viel zu un bequem, wenn sie draußen in Lichterfeld wohne. Rita ist auch von diesem Plan entzückt.

(Fortsetzung folgt.)

[illegible]

Die richtige Wahl:



Die richtige Wirkung!

Epe

Bestleistungen der Eper Leichtathleten im Jahre 1934

Der R. f. E. Epe bringt nach Abschluss der Leichtathletik Saison die Liste seiner diesjährigen Bestleistungen heraus. Das Streben nach Höchstleistungen ist auch im Sport ausschlaggebend für dessen Entwicklung. Nur das große Vorbild wird hier, wie auch anderswo, die Bewegung maßgebend beeinflussen, ihr immer neue Anhänger zuführen, damit auch gleichzeitig deren Ausdehnung in die Breite zur Folge haben.

Mit Ausnahme von wenigen Konkurrenzrennen ist dann auch überall ein erfreulicher Fortschritt zu verzeichnen. Nur im Hochsprung, Speerwerfen, Diskuswerfen und in der 4 x 100-m-Staffel konnten die in früheren Jahren erzielten Leistungen nicht erreicht werden. Im Hochsprung sind wir sogar bedeutend zurückgefallen, wenn man bedenkt, daß Meyer bereits im Jahre 1929 die beachtliche Höhe von 1,65 m erreichte. Auch in der 4 x 100-m-Staffel blieben wir hinter der im Oktober 1930 von der Mannschaft Perid 2 — Gerbaulet 1 — Gerbaulet 2 — Perid 1 erzielten Zeit von 46,2 Sek. beträchtlich zurück. Im großen und ganzen können wir jedoch mit den erreichten Resultaten wohl zufrieden sein, besonders auch deshalb, weil der größte Teil der Athleten noch sehr jung und verbesserungsfähig ist. Von dem alten Stamm sind nur noch Meyer und Perid vorhanden. Durch Bezug von Leuten wie Gerbaulet 1 und 2, Balz, Kramer, Sibbing, Hoffmann u. a. ist unsere Abteilung nicht unbedeutend gestärkt worden.

Nachstehend die genauen Ergebnisse:
100-m-Lauf: 1. Perid 11,2 Sek., 10. Juni in Ahaus; 2. Meyer 11,8 Sek., 10. Juni in Ahaus.
200-m-Lauf: 1. Perid 24,2 Sek., 23. September in Epe; 2. Sibbing 25,1 Sek., 24. Juni in Gronau.
400-m-Lauf: 1. Sibbing 56,6 Sek., 10. Juni in Ahaus; 2. Flier 2 59,2 Sek., 12. August in Dülmen.
800-m-Lauf: 1. Flier 2 2,15 Min., 2. September in Epe; 2. Sibbing 2,16 Min., 10. Juni in Ahaus.
3000-m-Lauf: 1. Defiff 10,15 Min., 23. September in Epe; 2. Hörmann 10,24 Min., 12. August in Dülmen.
Weitwurf: 1. Perid 6,44 m, 12. August in Dülmen; 2. Meyer 6,13 m, 10. Juni in Ahaus.
Hochsprung: 1. Dinkelborg 1,54 m, 10. Juni in Ahaus; 2. Meyer 1,54 m, 10. Juni in Ahaus.
Kugelstoßen: 1. Perid 13,32 m, 23. September in Epe; 2. Meyer 12,36 m, 23. September in Epe.
Diskuswerfen: 1. Perid 33,60 m, 1. Juli in Coesfeld; 2. Reutenwerfen: 1. Haupt 62,10 m, 6. Mai in Epe; 2. Meyer 59,00 m, 29. Juli in Borghorst.
Speerwerfen: 1. Haupt 43,55 m, 6. Mai in Epe; 2. Dinkelborg 31,80 m, 23. September in Epe.
4 x 100-m-Staffel: 47,4 Sek., am 6. Mai in Epe. (Gerbaulet — Perid — Meyer — Sibbing.)
4 x 400-m-Staffel: 3,53 Min., am 2. September in Epe (Flier 2 — Hörmann — Senau — Perid).
4 x 1500-m-Staffel: 18,37 Min., am 23. September in Epe (Hörmann — Defiff — Flier 2 — Stofte).

Aus Westdeutschland.

Das dritte Opfer der Bottroper Bluttat stammt aus Dorsten.

+ Dorsten, 20. Oktober.

Nun ist auch das dritte Opfer der Bottroper Bluttat seinen schweren Verletzungen erlegen. Freitag mittag ist die Ausräumerin der Gebrüder Rohmann, Anna Giller aus Dorsten, an den Folgen des Schusses, der die Lunge traf, gestorben. Sie war nur für 14 Tage bei ihren Vettern zu Besuch und wurde so in die Bluttat verstrickt.

Freispruch eines Holländers.

+ Dorsten, 20. Oktober.

Vor dem Dorstener Schöffengericht hatte sich der Fahrer eines holländischen Lastautos aus Hammwegen zu verantworten, der am 28. September in Holterhausen bei Dorsten einen Polizeibeamten aus Herne angefahren und tödlich verletzt hatte. Der Holländer wurde aus der Untersuchungshaft vorgeführt. Die Sachverständigen warfen dem Angeklagten einerseits Fahrlässigkeit vor, auf der andern Seite wurde aber auch betont, daß der Verunglückte mit 50 Kilometer Geschwindigkeit durch eine behaute Ortschaft gefahren sei. Das Gericht konnte dem Antrag des Staatsanwalts auf 6 Monate Gefängnis nicht beipflichten und sprach den Holländer mangels Beweises frei.

Der Teerstraßenbau im In- und Ausland.

× Essen, 20. Oktober.

Der letzte technische Vortrag von Direktor H. Laeger, Essen auf der letzten Technischen Tagung in Essen behandelte die Technik des Teerstraßenbaus in Deutschland und im Ausland. Ausgehend von der Oberflächentechnik, wurden die Bauweisen beschrieben, wie sie die Teerindustrie für den mittelschweren und schweren Verkehr entwickelt hat. Insbesondere der Teeremischmaschbau und der Teerbeton wurden einer eingehenden Würdigung unterzogen, da gerade diese beiden Bauweisen auf Grund ihrer bisherigen Bewährung Anspruch darauf erheben dürften, bei dem Bau der Reichsautobahnen und bei der Vervollständigung der Reichsstraßen berücksichtigt zu werden. Es wurde dann darauf hingewiesen, daß dem Straßenteer in Deutschland immer noch bei weitem nicht die Stellung eingeräumt sei, die ihm bereits in anderen Steinteile fördernden Ländern zuerkannt wurde. Wenn in Großbritannien 1933 über 800 000 t Straßenteer verkauft wurden und in Deutschland nur 160 000 t, so zeige dies, welche Entwicklungsmöglichkeiten gegeben seien und ausgenutzt werden müßten. An diese Feststellungen schloß sich eine Uebersicht über die Technik des Teerstraßenbaus im Ausland an, wie sie sich insbesondere in ihren von der deutschen Teerstraßentechnik unterschiedlichen Einzelheiten darstellte. Bemerkenswert sei, daß auch der amerikanische Straßenteer die Förderung nach Verkehrssicherheit durch die Rauheit und Griffigkeit der Teerstraße erfüllt sehe. Der Redner schloß seine Ausführungen mit der Hoffnung, daß dem Teerstraßenbau weitere Erfolge sicher seien, wenn er sich bisher die neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse zu eigen mache und diese aufs gewissenhafteste in die Tat umsetze.

Von einem Lieferwagen zermalmt.

Tragischer Tod einer 68jährigen.

× Ellenhausen (Weiterwald), 20. Oktober.

Ein gräßlicher Verkehrsunfall ereignete sich kurz vor dem Weiterwaldsdorfer Ellenhausen. Als ein mit zwei Rufen bespannter Wagen von einem Feldweg aus in der Kurve die Landstraße überqueren wollte, raste ein schwerer Lieferwagen aus Vallendar in das Fahrzeug, das durch die ungeheure Wucht des Anpralls in der Mitte auseinanderbrach. Die auf dem Wagen sitzende 68jährige Landwirtsfrau Anna Krummeich wurde vom Wagen geschleudert, kam unter das Auto zu liegen und wurde von einem Hinterrad so unglücklich überfahren, daß ihr der Kopf völlig zermalmt wurde. Die Frau war auf der Stelle tot. Die beiden Rufe und der neben dem Gespann hergehende Bruder der Getöteten blieben unverletzt. Der Unfall ist vermutlich auf das Versagen der Bremsen des Lieferwagens zurückzuführen.

Serbistürme nagen an der Ostseeküste.



In den letzten Tagen wurden die Badeorte und Fischerdörfer in der Swinemünder Bucht von schweren Nordoststürmen heimgesucht. Am Streckberg bei Roserow auf Ubedom rissen die Wellen große Erdmassen von der Steilküste hinweg. Man verliert leicht, wie man auf unserm Bild sieht, durch Abflutungen neuen Stürmen vorzubeugen.

Aus Mutterliebe zum Brandstifter geworden

× Siegen, 20. Oktober.

In einem kleinen Hause in Weidenhausen wohnte neben der Besitzerin, der 78jährigen Witwe Bomhoff, ihre Tochter, die Witwe Federich, und deren 16jähriger Sohn Heinrich. Die Witwe Federich hielt es, zumal sie seit Jahren den größten Teil ihrer kleinen Rente in das Haus gesteckt hatte, für selbstverständlich, daß sie das Haus erben würde. Als die Tochter ihre Hoffnung auf das Haus enttäuscht sah, kam sie mit dem Sohn überein, das Haus in Brand zu stecken. Am Pfingstmontag in diesem Jahre führte der junge Federich die Tat aus. Das Anwesen brannte vollkommen nieder. Man nahm den jungen Federich fest, der nach längerem Leugnen ein Geständnis ablegte. Er bestritt jedoch, von der Mutter angestiftet worden zu sein. Die Witwe Federich und der junge Mann hatten sich jetzt wegen Brandstiftung vor dem Schwurgericht zu verantworten. Aus der ganzen Verhandlung ging klar hervor, daß der Sohn aus wirklicher Liebe zu seiner Mutter die Tat begangen hat. Er versuchte stets, seine Mutter als schuldlos hinzustellen. Das Gericht hielt die Frau aber der vorläufigen Anklage zur Brandlegung in Tateinheit mit Brandverfälschungsbetrug für überführt und verurteilte sie zu zwei Jahren Zuchthaus; außerdem wurden der Angeklagten die bürgerlichen Ehrenrechte auf die Dauer von drei Jahren aberkannt. Ihr Sohn Heinrich erhielt wegen vorläufiger Brandstiftung ein Jahr Gefängnis.

Verhängnisvoller Irrtum.

Zollbeamter in Zivil erschießt einen unschuldigen in Notwehr.

× Stolberg, 20. Oktober.

Durch einen verhängnisvollen Irrtum ist am Donnerstag der 30jährige Joseph Müller aus Malsbach bei Stolberg zu Tode gekommen. Zwei Zollbeamte in Zivil begaben sich am Spätabend auf Streife nach Schmugglern. Die beiden Beamten trennten sich bald, und einer schlug die Strecke zwischen der Kirche und der Grube „Diepenlinchen“ ein. Da sich dort oft fischisches Gefindel herumtreibt, glaubte eine Gruppe Personen, es auch hier mit einer verdächtigen Gestalt zu tun zu haben und folgte dem Beamten durch die stadtnahe Straße. Unter einer Straßenlampe umringten die Verfolger den Beamten und schlugen ihn, ehe er sich ausgewiesen hatte, zu Boden. Dem Beamten gelang es schließlich, zu einer etwas weiter befindlichen Hauswand zu flüchten. Doch auch hier wurde er erneut angegriffen und geschlagen. In höchster Notwehr zog nun der Beamte seine Schußwaffe und tötete einen der Angreifer, den Joseph Müller, durch einen Kopfschuß. Erst nach Eintreffen der

Polizei klärte sich der traurige Irrtum auf beiden Seiten auf.

Zuchthaus für einen ungetreuen Kassierer.

× Krefeld, 20. Oktober.

Das Krefelder Schöffengericht verurteilte am Freitag den früheren Stützpunktleiter der DVG, Nietus, zu einem Jahr Zuchthaus. Nietus hatte seit Juni d. Js. für die DVG einfallende Beiträge in Höhe von 600 M. unterschlagen und für sich verbraucht. Der Staatsanwalt hatte 15 Monate Zuchthaus beantragt.

200 Opiumraucher in Singapur verhaftet.

... Singapur, 18. Okt. Mehr als 200 Opiumraucher sind hier in den letzten Tagen verhaftet worden. Dies ist der erste Schritt der Regierung, um Singapur von allen nicht eingetragenen Opiumrauchern zu befreien. Die Behörden haben außerdem große Mengen von Opium in der Stadt sowie auf Schiffen im Hafen beschlagnahmt.

Wetterbericht.

Vorhersage für Sonntag: Bei westlichen Winden in den Vormittagsstunden vielfach dießig bis neblig, sonst wechselnd wolfig und vereinzelt geringfügiger Niederschlag, Temperaturen weiterhin für die Jahreszeit sehr mild.

Vorhersage für Montag: Bei schwachen westlichen Winden strichweise Frühnebel, sonst wechselnd wolfig oder heiter, meist trübe, mild.

Gewinnauszug

1. Klasse 44. Preußisch-Schlesische (270. Preuß.) Staats-Lotterie

Ohne Gewähr Nachdruck verboten

Auf jede gezogene Nummer sind zwei gleich hohe Gewinne gefallen, und zwar je einer auf die obere gleiche Nummer in den beiden Abteilungen I und II

1. Ziehungstag 19. Oktober 1934

In der heutigen Vormittagsziehung wurden Gewinne über 100 M. gezogen

2 Gewinne zu 5000 M.	327978
2 Gewinne zu 3000 M.	272830
4 Gewinne zu 2000 M.	16347
12 Gewinne zu 1000 M.	7924 44383 129180 220007
272031 341363	
24 Gewinne zu 800 M.	8945 37529 75417 94793
106691 164558 193432 202657 207269 276851	
31931 317124	
68 Gewinne zu 500 M.	6553 9571 12978 16450
48552 91078 106543 114435 116788 122903 140193	
147772 150024 157348 180553 217550 230947	
235312 237741 239373 263859 260118 270257	
299238 306138 340504 354299 362936 385186	
170 Gewinne zu 200 M.	10172 22524 23275 32229
34983 35353 42086 55678 67122 77456 86945	
83140 95575 95688 101400 107902 111545 113921	
119074 119810 120349 121268 127396 131639	
132181 135970 138971 139019 150519 164734	
167190 168464 182870 185952 188466 188721	
193914 194348 201570 208627 209769 210332	
211633 212250 215547 221050 225062 237334	
238448 240709 241236 243928 247343 249108	
253028 260417 263028 263034 263081 269171	
292119 300768 303413 303736 321234 327928	
327551 329035 335170 335756 338786 338788	
340630 342620 344277 345510 348203 349686	
366548 376056 382031 388148 389086 394001	
394748	

In der heutigen Nachmittagsziehung wurden Gewinne über 100 M. gezogen

6 Gewinne zu 3000 M.	250177 348888 352595
4 Gewinne zu 2000 M.	231299 271066
10 Gewinne zu 1000 M.	105597 109014 210132
25922 329554	
28 Gewinne zu 800 M.	8932 46394 65296 65952
90089 91961 148612 156551 193410 266534 272487	
306598 356030 363728	
52 Gewinne zu 500 M.	6226 30480 48376 53259
79094 100194 103452 135870 145884 149555	
167258 185695 192371 202339 209538 223740	
233808 240818 249407 308066 318945 327994	
345410 361590 368899 375183	
180 Gewinne zu 200 M.	4348 4865 6619 11649 13028
24590 27584 27720 37555 39289 46847 51600	
53780 55958 56488 67195 69997 71313 82837	
87814 89626 103836 105695 108700 108989 110167	
115300 122558 131892 132327 134063 149490	
156699 157700 165793 166462 166555 171282	
178949 187794 197292 204069 214367 215403	
216228 217563 221152 223490 223954 228167	
229076 232322 237306 240723 243478 248411	
248082 256117 261612 273155 273791 288626	
289530 293499 297958 300526 301789 307691	
311432 316686 324597 327472 329284 329684	
347252 367140 383128 386589 390147 390364	

20 Tagesprämien.

Auf jede gezogene Nummer sind zwei Prämien zu je 1000 M. gefallen, und zwar je eine auf die obere gleiche Nummer in den beiden Abteilungen I und II:

26201 60878 104834 130614 200555 204721 243195

261952 310115 383935

Betten

die Sie zu kaufen gedenken, bekommen Sie am vorteilhaftesten bei uns. Mit fachmännischer Beratung und mit Jahrzehnten erprobten Qualitäten stehen wir Ihnen helfend zur Seite.

Ernsting

Gronau

Schenkt Bücher!

Ahaus

Mittwoch, den 24. Oktober 1934

Kram-, Pferde-, Rindvieh- und Schweinemarkt

Fa. Joh. Brinkamp u. Söhne

Stadtlohn i. W. Tel. 375

Stein- und Holzbildhauerei

Granit- und Marmorwarenfabrik

empfehlen sich zur Vervierung aller einschlägigen Arbeiten wie:

Stationsbilder, Wegekreuze — Bautrep-
pen, Baukarricaturen — Granit- und
Marmorfensterbänke, Marmorauflage u.
Kamine in porz. Marmorarten u. Farben

Gr. Lager in Grabmalen jed. Gesteinsart

Saubere Arbeit, billige Preise und
prompte Lieferung wird zugesichert

Bekanntmachung

Die diesjährige Herbstmesse in Alstätte findet am Sonntag, den 28. Okt. 1934 statt.

Wessum, den 20. Oktober 1934.

Der Bürgermeister als Ortspolizeibehörde. Dr. Raming.

Der Bürgermeister teilt mit:

Auf die ortsüblich bekanntgegebenen Öff-
nungszettel für das Heimatmuseum wird
hiermit hingewiesen.

Gronau, den 19. 10. 1934.

Der Bürgermeister.

Das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden!

Jeder Leser sollte sich im Be-
darfsfälle auch den Anzeigenteil
nutzbar machen. Ganz gleich, um
was es sich dabei handelt. Die
Anzeige verschafft Ihnen viele An-
gebote wirkl. ernster Interessenten

Brennholz- verkauf!

Am Dienstag, den 23. 10.
mittags 1 Uhr werde ich hin-
ter meiner Fabrik eine Partie
Brennholz öffentl. meistbie-
tend gegen bar verkaufen.

Joh. Diles, Ahaus

In Gronau Doppel- Wohnhaus

mit einem Morgen Ackerland
zu verkaufen.

Off. unt. „Wohnhaus 45“ an die
Geld. d. Ztg. Gronau/Bahnhoftstr.

Suche zum 1. November
einen zuverlässigen

Knecht

der melken kann.

Offerten unter „Knecht 46“
an die Gron. Volksztg. Gronau.

Seilpraktiker

B. Kauling - Ahaus

Calenstraße 14

Naturheilpraxis für Rheuma-,
Nerv- und Gichtkrankh.

Sprechstunden: 10—12 u. 4—7 Uhr

Geben Sie hierdurch bekannt, daß ich
mich als gelernter

Schneiderin

selbständig gemacht habe. Nehme
Kundhaft in und außer dem
Haufe.

Bitte um gefl. Zuspruch.

Ruise Rinhues,
Gronau, Poststraße 35

Schenkt Bücher

Ein Geschenk für Die kath. Deutschen

bedeutet die neue wohlfeile Ausgabe der
seit einem Jahrzehnt allgemein bekannten
und von der Kritik als „belle Über-
legung“ gelächelten Übertragung des

Alten und Neuen Testamentes

Durch Univ.-Prof. Dr. Paul RISSLER und Stadtpla-
n Prof. Dr. Paul RISSLER und Stadtpla-

Ungekürzt in einem Bande mit Erklärungs-
und Auswertungs-Anhang • Handliches
Folienformat: 17,5 x 11 cm • In gebrauch-
baren, abwechselnd, abwechselnd, biege-
samem Leinenband in Farbdruck RM 10.-

In dunkelblauem Samtband, Goldschnitt
und Klappliter RM 15.-

Eine Ausgabe, wie sie auf katholischer Seite
bisher noch nicht bekannt gewesen ist.

für diese Bibel-Ausgabe gib es keine Konkurrenz

Gebr. Lensing, Verlagsanstalt G. m. b. H., Buchhandlung

Die deutschen Missionen der Gegenwart und wir.

Von

Dr. Schönhöffer, Rom.

Am heutigen Sonntag wird in der Erzdiözese Baderborn der Weltmissionssonntag gefeiert.

Wer die deutsche Weltmissionsarbeit und ihre Leistungen gerecht würdigen will, darf nicht in der Enge seiner Studierstube sitzen bleiben. Er muß hinausgehen und diese Apostel christlichen Glaubens an der Stätte ihrer Wirksamkeit sehen, er muß ihren Herzschlag hören, er muß in lebendiger Verbindung mit ihnen stehen.

Ob nun 19 000 oder — nach einer anderen Zählung — 24 000 deutsche Glaubensboten an der Missionsfront stehen beginn in der Heimat der weiteren Ausbildung hatten: der Geist ist es, der lebendig macht. Ein stattliches Heer auserlesener deutscher Männer und Frauen hat hier jedenfalls allem Materialismus zum Trotz die Fahne Christi ergriffen und sich der hohen und heiligen Sache der Glaubensverbreitung gewidmet. Wir haben zu den deutschen Missionsgesellschaften das Vertrauen, daß sie alles tun, um ihre Mittel und vor allem ihr wertvolles Menschenmaterial dem hohen Zweck zuzuführen, für den sie bestimmt sind. Einzelne Orden haben sich damit begonnen, ihren für die Mission bestimmten Nachwuchs schon sehr frühzeitig auf das Missionsfeld zu senden und ihn dort einen Teil der Universitätsstudien absolvieren zu lassen. Diese Ausbildungsweise erscheint äußerst praktisch und erfolgversprechend. Andererseits bringt die vielgestaltige Praxis, japanische, chinesische und andere Ordensklöster für einige Zeit in deutsche Ordenshäuser und Studienanstalten zu schicken, Mission und Heimat in noch engere Verbindung als bisher.

Man hat behauptet, die Missionsgebiete, die unsere deutschen Missionare als Ersatz für die im Kriege und nach dem Kriege verlorenen erhielten, gehörten zu den „unfruchtbaren und steinigsten der Erde“. Sollte das wirklich wahr sein, so verlangt aber doch die Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit, anzuerkennen, daß unsere deutschen Glaubenspioniere auch auf diesem Boden ihre Pflicht voll und ganz tun. Schließlich ist die Kirche durch den allgemeinen Missionsbefehl Christi nicht nur zur Bekehrung reicher und fruchtbarer Missionsfelder, sondern auch armer und dürrer verpflichtet worden.

Die Briefe deutscher Missionare, die alltäglich aus allen deutschen Missionsgebieten einlaufen, verschweigen die Schwierigkeiten nicht, die augenblicklich herrschen. Aber der Ton der Verzweiflung, Mutlosigkeit und Verstimmung ist ihnen fremd. Ein heiliger Optimismus weht uns aus ihnen entgegen. Auf dem Boden Südafrikas stehen ungefähr 1500 deutsche Missionskräfte in vorderster Linie, um die verschlungenen sozialen Probleme, die Rassenfrage, wirtschaftliche und organisatorische Aufgaben nach Kräften zu lösen. Wir versprechen uns keine Riesenerfolge von heute auf morgen. Aber vielleicht hat die Vorlesung gerade das deutsche Element auf diese scheinbar verlorenen Posten gestellt, weil es vermöge seiner Natur am meisten ausgleichend wirkt.

Gerade in der Missionsphäre muß die übernatürliche Auffassung vorherrschen. Wenn Missionsgebiete in Afrika (Ost- und Westafrika, Kamerun und Togo) sowie in Indien (Bombay), die mit dem Schweiß und dem Blut unserer Missionare der Vorkriegszeit gedüngt wurden, heute in fremder Hand blühen und reifen, so ist das menschlich bitter, aber nur menschlich. Und das Verdienst derer, die gesät haben, wird keineswegs geschmälert. Wir wünschen und hoffen, daß diese Kolonien wieder einmal in deutschen Besitz übergehen, müssen aber zugleich auf neue Schwierigkeiten seitens dieser oder jener Regierung gegenüber dem Missionswerk gefaßt sein.

Stimmen dürfen wir aber darüber, daß die deutschen Missionen trotz der turmhohen Schwierigkeiten der Nachkriegszeit und trotz der steigenden wirtschaftlichen Not große Fortschritte erzielten. Sie waren nur möglich durch ein Zusammenwirken menschlicher Energie, zähen deutschen Willens und der Kraft von oben. Mutopfer, wie sie in den letzten Jahren zum Beispiel in China gebracht werden mußten, schreckten einen zur Hingabe bereiten Nachwuchs nicht ab, die Lücken auszufüllen. Manche deutsche Missionen in Südafrika, der Südsee, Chinas und Japans können heute geradezu vorbildlich genannt werden.

Die Heimat muß wissen, wie hoffnungsvoll unsere Missionare trotz aller Verfolgung in die Zukunft schauen. Einer von ihnen schrieb jüngst inmitten einer regelrechten Verfolgung: „Die Missionare lassen den Mut nicht sinken; schließlich ist noch

jede Prüfung zum Segen der Mission ausgeschlagen.“ Die Heimat muß auch wissen, daß unsere Missionsarbeiter und -arbeiterinnen nicht nur in den fernsten Ländern ihrer Heimat treu bleiben, mit ihr fühlen, sich um sie sorgen, sondern auch dieser Heimat oft mehr Freunde gewinnen als sie der verdienstvolle Diplomat zu gewinnen vermag. Als im Oktober 1915 die deutschen Vorkämpferinnen aus ihrer ägyptischen Mission ausgewiesen wurden, führten die ehemaligen Schülerinnen, denen eine Begleitung zum Dampfer nicht gestattet war, mit größeren und kleineren Barken an den zur Abfahrt bereiten Dampfer heran, Lächer

schwendend und Grüße austauschend. Der letzte Gruß, der aus Ägypten zu den schiedenden Ordensfrauen hinüberfönte, waren die Worte des schönen deutschen Liedes: „Geleite durch die Wellen das Schiffelein treu und mild...“ Der Chor aber, der dies Lied sang, setzte sich aus Angehörigen der verschiedensten Nationen zusammen. Da waren außer Ägypten und Syrien sogar die Feindstaaten England, Frankreich und Italien vertreten!

Unsere Aufgabe, die Aufgabe der Heilmarmee, kann und muß sein, durch Gebet und Gaben mitzuwirken, damit das religiös und auch national so wichtige Werk der Heidenmission die Krise überdauert.

Vor 50 Jahren Flaggenhissung auf Neuguinea.

Ein deutscher Kaufmann als friedlicher Eroberer.

v. Berlin, 20. Oktober.

Vor fünfzig Jahren, im Oktober 1884, ging zum ersten Mal auf der Insel Neuguinea die deutsche Flagge hoch. Dort, wo später unter dem Namen Kaiser-Wilhelmsland eine deutsche Kolonie entstand, hatte Dr. Otto Finsch im Auftrag der „Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft“ einen Landstrich von den Papuas erworben. Wie so oft in der Kolonialgeschichte hatte ein Privatmann die erste koloniale Pioniertat vollbracht; der Initiative Otto Finschs war es auch weiterhin zu verdanken, daß in rascher Folge das ganze „Kaiser-Wilhelmsland“ auf friedlichem Wege für Deutschland in Besitz genommen wurde.

Seit 1882 vertreten die „Handels- und Plantagen-Gesellschaft“ und die Firma Harnsheim u. Co., die deutschen Handelsinteressen auf dem Bismarck-Archipel in der Südsee. Wenn es gelingen sollte, auch auf Neuguinea Fuß zu fassen, dann mußte schleunigst etwas geschehen, denn längst schon drängte Australien darauf, Neuguinea die größte Insel der Welt, zu annektieren. Otto Finsch, erhielt den geheimen Auftrag, die Vorbedingungen für eine deutsche Kolonisierung zu unteruchen. Anfang 1884 traf er in Miotte ein, von wo er die gesamte Nordküste systematisch durchsuchte. Es gelang ihm, in aller Stille Verträge mit den Eingeborenen über Landwerbungen in großem Umfange abzuschließen. Nach langen Verhand-

lungen mit den englischen Behörden wurde eine Einigung dahin erzielt, daß England sein Protektorat nur über die Südküste und den Osten Neuguineas bis zum 8. Grad südlicher Breite aussprach, während Deutschland die Schutzherrschaft über den Nordosten übernahm. Im Mai 1885 erhielt die Neuguinea-Compagnie einen kaiserlichen Schutzbefehl, der ihr die Landeshoheit und die Verfügung über das herrenlose Grundeigentum übertrug.

Von Anfang an legte die Neuguinea-Compagnie das Schwergewicht ihrer kolonialisatorischen Tätigkeit auf die Kultivierung tropischer Nutzpflanzen. Nach vielen Opfern und vorübergehenden Mißerfolgen verliefen die Versuche mit Kaffee und Kakao erfolgreich, auch die Anpflanzung von Baumwolle und Tabak entwickelte sich recht günstig. Daneben gewannen die Kultur der Kokospalme und die Kopra-Gewinnung beachtliche Ausdehnung. Es wurden Handelsplätze und Ueberseehäfen angelegt, die Heranbildung der eingeborenen Bevölkerung zu brauchbaren Arbeitsträgern machte gute Fortschritte. Im Jahre 1889 wurde „Kaiser-Wilhelmsland“, das 181 000 Quadrat-kilometer mit 230 000 Einwohnern umfaßt, vom Reich selbst als Schutzgebiet übernommen.

Bei Kriegsausbruch war es nicht möglich, die entlegene deutsche Kolonie zu verteidigen. Sie mußte sich den Australiern ergeben und durch den Friedensvertrag wurde auch dieses schöne Gebiet, für dessen Erschließung große Opfer gebracht worden sind, den Deutschen weggenommen. Die deutschen Siedler wurden enteignet und vertrieben...

Der Sieg des dänischen „Filmdiktators“ über die Paramount.

Aber was sagen die Dänen dazu?

:: Kopenhagen, im Oktober.

Ein dänischer Kaufmann hat den Privatkrieg, den er seit Jahren gegen die amerikanische Filmgigant „Paramount“ führt, gewonnen. Er hat bei dem höchsten Kopenhagener Gericht ein Urteil erlangt, daß der Paramount verurteilt, Tonfilme, die nach der Methode Peterzen und Paulsen kopiert sind, ohne Genehmigung des Klägers in Dänemark einzuführen. Da alle amerikanischen Tonfilmkopien nach den Grundregeln dieser Methode hergestellt werden, liegt es in Zukunft allein in dem Ermessen des energiegelassen dänischen Kaufmanns, ob und zu welchen Bedingungen er amerikanische Filme überhaupt nach Dänemark hereinlassen will. Vorläufig ist der dänische „Filmdiktator“ — so wird er vom Kopenhagener Filmpublikum genannt — entschlossen, für jeden Film eine Gebühr von mindestens 500 Kronen zu verlangen.

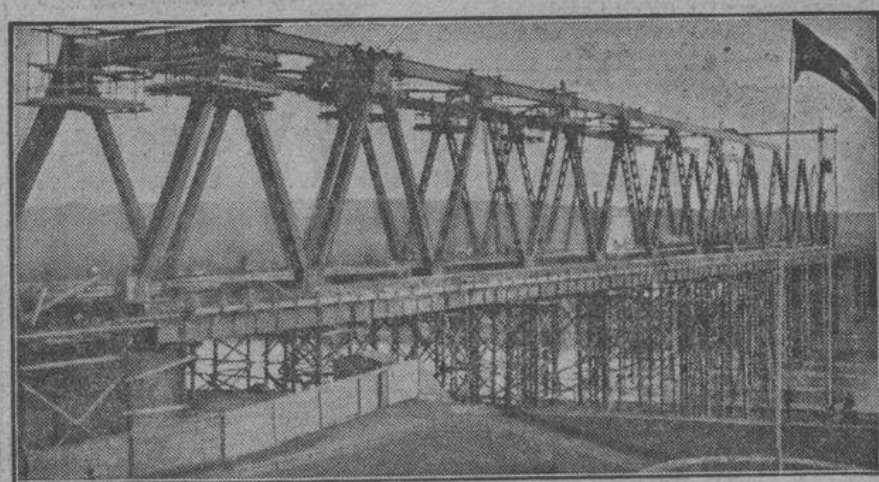
Mit Tonfilmpatenten ist es seit jeher eine eigene Sache gewesen. In den kürzlichsten Entwicklungsjahren des tönenden Filmkreises versuchten die Filmfirmen aller Länder sich möglichst der modernsten Tonfilmmethoden zu bedienen, um sich vornehmlich einen guten Platz in dem Wettrennen um den Weltmarkt zu sichern. Daß dabei auf die vermeintlichen Patentrechte nicht allzuviel Rücksicht genommen wurde, ist verständlich. Ebenso verständlich entspann sich daraus ein wahrer Filmkrieg der einzelnen Großfirmen, ein Kettensystem von Patentprozeduren, ein Kettensystem von Verfügungen und Betrugsverfahren beschäftigte die Gerichte. Schließlich wurde diesem unhaltbaren Zustand durch den Tonfilm-Frieden von 1930 ein Ende gemacht. Die größten Filmproduzenten schlossen ein Abkommen über den Austausch von Patentrechten der ganzen Welt. Die Austauschbarkeit der Patentrechte und ein Austausch von technischen Informationen wurde zwischen den Vertragspartnern vereinbart. So wurde die Filmindustrie in die Lage versetzt, sich der günstigsten Fabrikationsmöglichkeiten zu bedienen und dem Tonfilm eine wirklich internationale Verbreitung zu sichern.

Der dänische Patentinhaber hat diesen Filmfrieden für seine Person nicht anerkannt, und er hat jetzt auch durchgekehrt, daß ihm das Erfindungsrecht für sein System zuerkannt wurde. Fragt

sich nur, ob er den erhofften Vorteil davon haben wird. Die Paramount hat jedenfalls erklärt, daß sie lieber auf den dänischen Markt verzichtet, als sich dem Urteil beugen wird. Und davon ist das dänische Filmpublikum ganz und gar nicht begeistert. Man braucht nur einen Blick in den Inseratenteil einer dänischen Zeitung zu werfen, um sich zu überzeugen, daß amerikanische und deutsche Filme die Programme der dänischen Kinoplätze völlig beherrschen. Die kleine Filmindustrie Dänemarks ist demgegenüber absolut bedeutungslos.

Der Kopenhagener „Filmdiktator“ erfreut sich bei seinen Landsleuten keiner großen Beliebtheit. Statt Greta Garbo, Douglas Fairbanks, Marlene Dietrich immerzu nur Pat und Patachon — das wird sich das dänische Kinopublikum auf die Dauer kaum gefallen lassen.

Die Brücke von Neuwied.



Bei Neuwied wird gegenwärtig eine gewaltige Brücke neuester Konstruktion über den Rhein geschlagen. Unser Bild gibt einen interessanten Überblick über den jetzigen Stand der Arbeiten. Links sieht man den großen Schuttdamm gegen Hochwasser, der vor einigen Jahren gebaut wurde und von dem aus die Brücke zum jenseitigen Ufer führt.

Jeder Deutsche trägt sie!



Das ist die Platte, die am Sonntag vom Reichsbund für Kriegsgräberfürsorge zum Verkauf gelangt und deren Ertrag für die würdige Erhaltung und Ausgestaltung der deutschen Heldengräber dient.

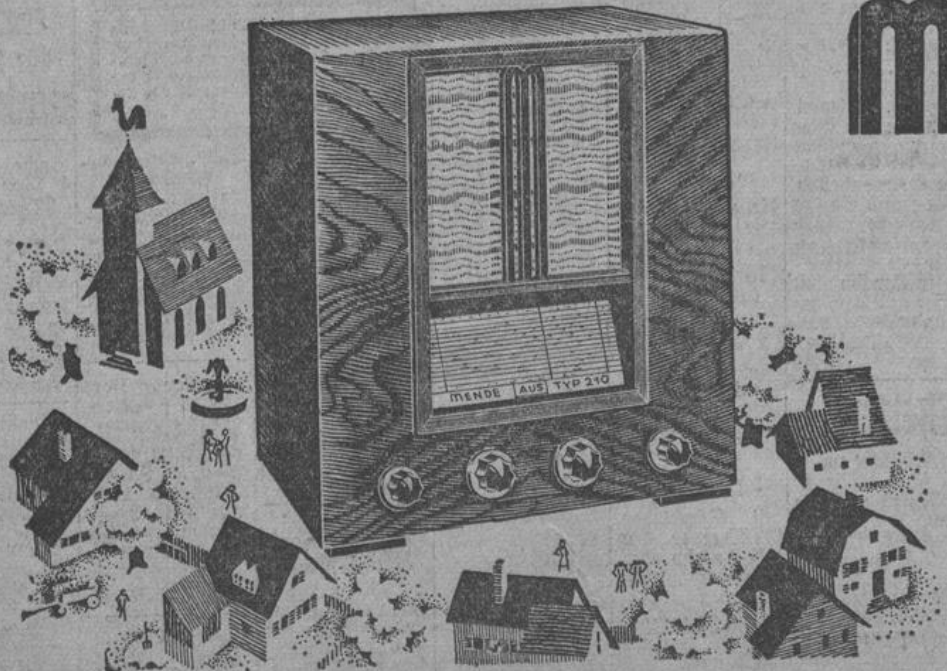
Die bunte Welt.

Ein Grammophon, das Musik hervorbringt, die „von Tauben gehört“ werden kann, wurde auf der Londoner Weltausstellung gezeigt. Für das normale Ohr ist diese Grammophonmusik unhörbar. Eine Membran, die durch zwei Drähte mit dem Apparat verbunden ist, wird zwischen die Zähne genommen oder an die Schläfe gedrückt. Die Tonwellen werden auf diese Weise elektrisch übertragen und durch den fein entwickelten Tastsinn der Tauben aufgenommen.

In dem amerikanischen Zuchthaus Sing-Sing besteht ein Klub, den man sicherlich als den exklusivsten der Welt bezeichnen kann. Er nimmt nur Mitglieder auf, die zum Tode verurteilt wurden. Man sollte annehmen, daß der Klub infolge der hohen „Sterblichkeitsziffer“ seiner Mitglieder nicht gerade in Blüte stehen kann. Dem ist aber nicht so, da ein großer Prozentsatz der zum Tode Verurteilten nachträglich zu lebenslanglichem Zuchthaus begnadigt wird.

In einem rumänischen Dorf wurde die Hochzeit zwischen der Tochter des Bürgermeisters und dem Sohn des reichsten Bauern mit großem Glanz gefeiert. Das Brautpaar der bräutlichen Aussteuer war ein junger, preisgekrönter Zuchtführer. Als alles an der Hochzeitstafel sah, stürzte plötzlich tragend ein Stier der Wand ein und in der Rinde erschien der junge Stier. Er stürzte sich auf die reichbeladene Tafel und wirbelte sie mit den Hörnern in die Luft. Der Bräutigam versuchte das Tier zu beruhigen, wurde aber von ihm an die Wand gequert und erlitt schwere Verletzungen. Der wütende Stier mußte schließlich erschossen werden.

Es ist schon öfter behauptet worden, daß Musik auf die Milchproduktion der Kühe günstig einwirke. In Chitago werden diese Zusammenhänge jetzt mit wissenschaftlicher Gründlichkeit nachgeprüft. Dreißig ausgewählte Kühe wurden zunächst zehn Tage lang ausschließlich durch Tanzmusik erfreut, ohne daß sich jedoch eine Steigerung des Milchertrags eingestellt hätte. Die Sachverständigen glauben nun aber nicht, daß die Kühe für Musik zu dumm sind, sondern sie sind der Meinung, daß die Musik zu einformig gemessen sei. Sie versprechen sich von einem abwechslungsreichen Programm besseren Erfolg.



MENDE

bringt die Stadt auf's Land!

Nun beginnt wieder die dunkle und kalte Jahreszeit und damit die Freude am Rundfunk. MENDE Typ 210 ist für Sie der Richtige! Er ist ein ausgesprochener Groß-Fernempfänger mit riesiger Leistungsfähigkeit, fabelhafter Trennschärfe und herrlichem Klang. MENDE Typ 210 ist zuverlässig und betriebssicher und bietet noch viele andere Vorteile, wie Sperrkreis für alle Wellen, Tonblende für helle oder dunkle Einstellung, Lautstärkeregler für leise oder laute Wiedergabe und vor allem die neuartige abc-Skala für die mühelose Abstimmung. Deshalb wählen Sie

Wechselstrom
RM 210.—
mit Röhren
Gleichstrom
RM 218.—
mit Röhren

MENDE baut Rundfunk-Empfänger
von RM. 156.— bis RM. 450.—

MENDE

Typ 210

Bezugsquellen weist nach: Mende-Radio-Vertrieb Rheinland. Auslieferungslager Münster, Sonnenstr. 90.

Dr. med. Horn und blinde Passagier

Roman v. Wolf Lennart

(Manuskript des Verfassers.)

Copyright by Knorr & Hirth, München.

Boetwink lachte vergnügt. „Sehen Sie, wie herrlich das wirkt? Wir feiern doch heute Atlantas Geburtstag. Wer anders als ich, Van Boetwink, könnte das fest organisieren? Ich brauche, um kurz zu sein, Ihre Kranke zu begleiten.“

„Schwester Agnes?“

„Jawohl, Schwester Agnes. Hören Sie das Mädchen einmal singen?“

„Natürlich, oft, manches Mal zu viel.“

„Sie sind nicht sehr musikalisch, Herr Doktor Horn?“

Boetwink wachte jedoch ab. „Es ist nicht so ernst gemeint. Die Schwester hat eine Stimme, rein wie eine Bergquelle.“

„Ja, sie singt sehr hübsch, aber —“

„Aber sie wachte es bis gestern Abend noch nicht. Sieht wohl sie es. Sie wird heute Abend beim Fest mitwirken und ein Lied singen.“

Horn lachte. „Agnes?“

„Agnes — jawohl. Und in einem Jahr werden sich die Leute darum reißen, sie nur auf Grammophonplatten zu hören — so wahr ich Van Boetwink heiße!“

„Sie wollen also, daß ich sie für heute beurlaube?“

„Aber ich habe außer der Schwester, die ja keine ununterbrochene Pflege braucht, noch einen Mann mit gebrochenem Arm im Lazarett.“

„Hat er Fieber?“

„Nein.“

„Komplikationen?“

„Erhard Horn lachte wieder. „Nein, Herr Professor.“

„Also kann er Agnes auch für eine Stunde entbehren. Ich habe Ihre Zulage?“

Horn nickte.

Boetwink stand auf. „Ich danke Ihnen herzlich.“

Er wandte sich zum Gehen und sagte, schon an der Tür, leidend: „Ihre Gattin ist eine der begabtesten Frauen, die ich kennen gelernt habe.“

Ohne auf Horns Antwort zu warten, ging er hinaus. Konstanze hatte, in ihre Kabine zurückgekehrt, eine Weile still gesessen und auf Allices Frage, ob sie etwas wünsche oder sich nicht wohl fühle, nur gesagt, sie wolle sich eine Zeitung ausleihen und ganz ungestört sein.

Also Erhard hatte sie gesehen, hatte sie in einem Augenblick gesehen, der ihn denken lassen mußte, daß zwischen ihr und diesem Mitter Coward irgendwelche Beziehungen bestanden. Eine Welle von Angst und Scham überliefte sie. Was sollte Erhard von ihr denken! Einen Augenblick lang dachte sie es heftig, daß nicht sofort nach der Abfahrt mit ihm in Verbindung gesetzt zu haben. Was es nicht eine törichte Idee gewesen, ihn zu überreden, ihn mitten auf hoher See vor die vollendete Tatsache ihrer Unelternheit zu stellen?

Aber gleich darauf war ein neues Gefühl da. Hatte Boetwink nicht angedeutet, daß Erhard sich heftig abgewandt hatte und ein Zusammenstreffen vermeiden wollte? Wenn sie ihm gleichgültig war, konnte doch der Anblick ihres Zusammenstehens mit dem Engländer keine solche Wirkung haben. Er war also eifersüchtig, es berührte ihn also noch, wenn er sie mit einem anderen Mann sah?

Sie wagte es nicht, weiter zu denken, ihr Herz klopfte heftig. Schamgefühl und Genugtuung bedrängten sie. Dann dachte sie an Boetwink, der mit Empfindung, als ob er ein alter guter Bekannter sei, der heimlich über sie wachte. Und da erinnerte sie sich seines Ranges und rief Allice, um eines der Bilder zu Van Boetwink hinüber zu schicken.

Boetwink war nicht in seiner Kabine. Allice bewachte ihn, ihn zu finden; aber sie kam nun in das Gemisch der Fahrgäste, mitten hinein in das Geklingel, das Umherwandern auf den Promenaden, die Unterhaltungen von Gruppen. Alle Menschen waren lebhaft, gut gekleidet und gut ausgeglichen. Man bewunderte das Meer, riefige vorbeistreichende bunte Quallen, Fischschwärme, die das Schiff rasch hinter sich ließen.

Die Passagiere, noch gestern früh einander fremd, unterhielten sich schon wie alte Bekannte. Um nach Bedienung der Fahrt wieder in alle Welt zu zerstreuen und sich nie mehr wiederzusehen. Allice sah sich um, ohne eine Spur des Impresarios entdecken zu können und kam zurück, um Konstanze vorzuschlagen, zur Mittagsstunde die Suche erneut und sicher mit besserem Erfolg zu wiederholen.

Andersen hatte Boetwink nach seinem Fortgang von Dr. Horn Coward getroffen und war mit ihm zu einem kleinen, ein wenig verfallenen Platz in der Nähe der Kommandobrücke gegangen. Hier hatte er ihn zum Weitergehen genötigt, während er selbst hin und herging.

„Ich bewundere Sie, Mister Coward.“

Der Engländer sah ihn erstaunt an.

Der andere fuhr fort: „Ich bewundere Ihre Inkonsequenz, nehmen Sie es mir nicht übel. Ich bin wirklich nicht der Sach- und Seelenmeister des geschiedenen Ehepaars Horn; aber ich frage mich vergeblich, was für Beweggründe Sie haben.“

Er stockte und sah Coward gerade in die Augen.

Der Engländer senkte den Blick, beschaffte seine Hände und meinte langsam: „Vielleicht haben Sie recht. Sie brauchen mich nicht daran zu erinnern, wer und was ich bin. Vielleicht ist es auch nur Mitleid, das mir, eine Sympathie, ein Gefühl gemeinsamen Leidens.“

Boetwink unterbrach ihn scharf: „Das werden Sie weder mir noch sich einreden, mein Lieber! Sie wissen oder ahnen es so gut wie ich, daß die beiden Menschen zwar vor dem Gesetz getrennt, aber irgendwo im Innern noch fest zusammengehören. Nun, Sie haben mir — erinnern Sie sich an unser geistiges Gespräch? — zwar gehörig die Meinung über meine Geschäftstätigkeit gesagt, die Bindheit der Frau auszunutzen — und was, wenn ich fragen darf, tun Sie?“

Coward schwieg.

„Sie dauern mich, Coward, ich bin kein Hohlkloß. Ihr Schicksal geht mir nahe — aber es berechtigt Sie nicht, fremde Schicksale mit hineinzuverweben.“

Der Engländer lachte matt. „Keine Sorge, Mister Van Boetwink, ich gebe alles zu — aber es liegt nicht viel daran.“

Boetwink erwiderte scharf: „So? Für Sie vielleicht, vielleicht auch für Frau Horn — aber was denken Sie darüber, daß der Mann nun einen falschen Eindruck von seiner Frau haben könnte, haben muß?“

„Ich werde darüber nachdenken.“

„Sehr gut, ausgezeichnet — und was weiter?“

„Sie werden sehen, es wird etwas dabei herauskommen.“

Coward erhob sich, machte eine kleine Verbeugung und ging langsam davon. Boetwink sah ihm beunruhigt nach.

Die tropische Vormittagssonne glühte schon mit fast unerträglicher Hitze auf das Schiff herab; wer es irgend einrichten konnte, hielt sich im Schatten und man konnte fast den Eindruck haben, als fürchteten sich alle Fahrgäste davon, die nach Süden gelegene Bordseite des Schiffes zu betreten. Sie lagen in den bequemen Deckstühlen umher, ließen sich unwahrscheinlich Mengen von Eiswasser und gekühlten Getränken reichen und führten die heißen und langsam dahinschreitenden Gespräche von Leuten, die nichts haben, worauf sie in der nächsten Zeit warten müßten.

Zwischendurch arbeiteten Boetwink und der Quartiermeister Lehnbusch an den Vorbereitungen des Festes, das Abends stattfinden sollte. Der Holländer hatte

ebenfalls wie Lehnbusch den leichten Rod ausgezogen, die Hemdärmel hochgeschlagen und den Kragen geöffnet, um sich etwas mehr Luft zu verschaffen. Er trant fortwährend eisgekühlte Soda und schmeckte die Flüssigkeit, wie es Lehnbusch vorant, unmittelbar danach wieder aus. Alle zehn Minuten schmeckte der Impresario ein feuchtes und kühles Taschentuch in eine Ecke seiner Kabine.

Und zu warf er einen Blick hinaus, einen verzückten, funkelnden Blick, der über die Reihe der ruhenden Menschen dahinglitt. Dann drehte er sich zu Lehnbusch hin, blinzelte und brummte vergnügt: „Werden sie schon was bekommen, werden schon munter werden, was, Herr Lehnbusch? Die Bordbruderei will in einer halben Stunde alles fertig haben — Sie werden sehen, was dieser Stein für Ringe wirft, wenn er in den stillen Teich unserer faulen Schiffsgesellschaft fällt.“

Konstanze hatte lange still gesessen und die wiederholten Fragen Allices, ob sie auch auf Deck hinauswolle, ob sie keine besonderen Wünsche habe, ob man ihr irgendwelche beiläufige Kleinigkeiten besorgen könne, nur geistesabwesend freundlich genickt. Jetzt wandte sie sich plötzlich mit einer fast erschreckenden Lebhaftigkeit an die Aste:

„Wissen Sie, ob der Doktor jetzt frei ist?“

Allice, die mit irgendwelchen Gegenständen beschäftigt gewesen war, sprang rasch auf, um hinauszulaufen und nachzufragen.

Konstanze hielt sie jedoch auf: „Nein, Allice, es ist nicht nötig, das zuerst festzustellen. Gehen Sie, bitte, hinüber und sagen Sie ihm oder, falls er nicht anwesend ist, der Schwester, daß ich ihn bitten ließe, zu mir zu kommen.“

Erhard Horn hatte seit einer halben Stunde so dagelegen, als er etwas, als müsse nun ein Augenblick kommen, der die unerträglich gewordene Spannung löste und ihn zugleich aus einer Lethargie rief, der er sich nicht entziehen konnte. Allice, die herein kam, um Konstanze's Joke zu melden, erliefte bei dem Anblick seines müden und gequälten Gesichtes.

Horn atmete auf und sagte Allice, er würde in einigen Minuten bei Frau Horn sein.

Als das Mädchen gegangen war, rief er Agnes noch einmal: „Sie wissen, wo ich bin, C-Deck, 16a und b. Ich will nur gestört werden, wenn es unbedingt notwendig ist, verstanden?“

Er nahm die Mühe, ging zur Tür. Hielt die Klinke schon in der Hand, als er sich noch einmal umdrehte: „Am liebsten kein Mißverständnis aufkommen zu lassen und auch, damit Sie im Falle des Bedarfs, diese Frau Horn ist meine geliebte Frau.“

Vor der Tür zu Konstanze's Kabine zögerte er einen Augenblick. Ganz mechanisch glitten seine Augen über das polierte Holz bis hinab zu der Bodenleiste, die den Raum vom Gang abtrennte. Er dachte:

„Die Schwelle, wirklich die Schwelle, ich werde sie überschreiten — jeder Mensch geht allmählich über Dufende von Schwellen; aber freilich, er achtet nicht darauf. Was ist es auch? Ein Schritt, der Fuß wird ein klein wenig mehr angehoben als sonst, das geht automatisch; der Körper regelt sich gleichgewidert allein, braucht keine Hilfe, wunderbares instinktives Instrument, das jenseits unseres Bewußtseins handelt, uns über Hindernisse hinwegleitet — und uns mit einem Schritt in den Himmel oder die Hölle führen kann.“

Er klopfte an und trat ein.

Als er Konstanze vor Stunden auf dem Bootsdeck mit Coward gesehen hatte, waren zwischen ihr und ihm immerhin zwanzig Meter. Zwanzig Meter, eine weite Strecke; und zudem war es nur ein Augenblick gewesen, ehe er sich abgewandt hatte. Nun sah er sie genau, dicht vor sich, wenige Meter.

Da sah sie, Konstanze. Da sah sie und sah ihm mit ihren großen schönen Augen entgegen. Ihr süßer Mund war leicht geöffnet, den er seit mehr als drei Jahren nicht mehr gesehen hatte, und der schmerzhaft und aufwühlend seine Träume verwirrte. Da sah Konstanze, die seine Frau gewesen war, und die ihn nun hatte rufen lassen — ja, wozu hatte sie ihn rufen lassen?

Die Aste war, ohne einen Wink oder ein Wort Konstanze's abzuwarten, hinausgegangen, sie waren beide allein.

Erhard sagte heiser vor unterdrückter Erregung: „Hier bin ich. Was wünscht du von mir?“

Sie erwiderte leise: „Guten Tag, Erhard. Komm ein wenig näher, nimm dir einen Stuhl, recht dicht heran. Ich kann dich kaum sehen, Erhard. Willst du mit nicht die Hand geben?“

Er trat näher mit schweren Schritten. Sie tastete in die Luft hinein, sah seine dargebotene Hand nicht; er griff zu, tiefes Mitleid erfaßte ihn. Nun sah er neben ihr, forschte in ihrem Gesicht, sah mit den Augen des Arztes und des früheren Mannes zarte, kaum bemerkbare, aber nie mehr verwischbare Spuren, die er noch nicht kannte, und fragte noch einmal: „Was ist es?“

„Ja, Konstanze, was wünscht du von mir?“

Sie wandte ihm das Gesicht zu, ihre Augen versuchten sich auf die Entfernung einzustellen, aus der die Stimme kam und in der sie schattenhaft sein Gesicht erkannte, und sagte: „Ich freue mich, daß du neben mir bist. Ich möchte, daß du auf diesem Schiff als Arzt fährst. Ich weiß, daß du langem, was du tust — und nun bin ich hier und fahre mit dir zusammen nach Deutschland.“

Er sah regungslos da, hielt sich sehr gerade, aufsteht, er hatte nie gefragt, sich nie erkundigt, wollte nichts wissen. Seit sie mit diesem Mitleid nach Amerika ging, hatte er nur gehört, daß sie aus den Vereinigten Staaten irgendwohin nach dem Süden gefahren sei. Sie hat an ihn gedacht. Warum war sie von ihm gegangen?

Er hörte ihre Stimme:

„Ich möchte dich überraschen, Erhard, ich möchte dich überraschen. Sätze ich mich angemeldet, hätte ich dich um eine Zusammenkunft gebeten, du hättest sie abgelehnt! Ich habe viel gearbeitet und viel gelernt, sehr viel — nicht nur malen. Ich bin fast blind Erhard — Du hast mich ja damals gewarnt, ich habe es nicht vergessen, wie dringend du mich vor jeder Ueberanstrengung meiner Augen warntest. Ich habe nicht darauf gehört. Du hast mir schon einmal geholfen.“

Er sagte tonlos: „Und nun?“

Es war zwei drei Minuten ganz still. Auf dem kleinen Spiegelglas takte die Reflexion Konstanze's. Sie takte ganz leise, man hörte das harte Klappen des dahingewandten Rades niemals außer in der Nacht, wenn man nach lag und nicht einschlafen konnte. Aber man hörte es jetzt, es war laut, und die Sekunden tropfen und schienen mit hartem Aufschlag auf einen metallenen Boden zu fallen.

Konstanze hob eine Hand und machte eine ziellose Bewegung durch die Luft: „Ich bin damals mit Hans Karl Mühlert zuerst nach Philadelphia gefahren. Der Nord geht mir nicht an, das ist eine unzerstörliche Gewohnheit. Du weißt — auch wenn du es damals nicht glaubtest — daß Mühlert mir nichts war als ein Lehrer, Berater und Ermutiger, nicht mehr, und niemals ein Freund. Aber das erfuhr ich erst später. Als wir drüben anamen, schien zuerst alles sehr gut zu gehen. Es hatte sich nichts verändert zwischen ihm und mir, als daß ich nicht mehr verheiratet war.

Siehst du, so fing es an. Denn jetzt glaubte Mühlert plötzlich nicht mehr, daß ich nur ein meiner Kunst

wissen mit ihm gefahren sei: er hatte ja in Philadelphia einen größeren Auftrag. Er gestand mir, daß nur die Tatkraft meiner Ehe ihn gehindert habe, sich mir zu erklären — daraufhin trennte ich mich von ihm. Dann lernte ich Stods kennen. Will Stods, einen Kunst- händler, Lebenskünstler und rücksichtslosen Geschäftsmann. Er bereite mich zu einer Ausstellung, die ein tüchtiger Mißerfolg gewesen wäre, wenn nicht ein unbekannter Mann ein halbes Duzend Bilder gekauft hätte. Trotzdem ließ ich den Mut nicht sinken, arbeitete weiter, war weiter täglich mit Stods zusammen.

Nach vier Wochen oder sechs, ich weiß es nicht mehr, wurde er zudringlich. Als ich kühl blieb, erklärte er brutal, ich wisse wohl nicht, was ich ihm verdante, und ob ich mir einbilde, wirklich etwas zu leisten. Ich hatte wenig Waffen damals, Erhard, und dieses Land Amerika mit seinen Massen und Maschinen war im Begriff, mich aufzuressen. Ich sagte Stods, es müsse doch wohl Menschen geben, die noch etwas von meiner Kunst hielten, ich erinnerte ihn an den unbekannten Käufer meiner Bilder.

Da nahm er mich mit — ich sehe heute noch sein Grinsen; warum fiel mir das nicht gleich auf? — und führte mich auf den Boden seines Geschäftshauses. Ja, da oben, in der Rumpellkammer, zwischen zerbrochenen Rahmen, Gerümpel aller Art, standen meine Bilder, alle sechs. Er sah mich frech an, grinst, rief sich die Hände. Es war gut, daß ich nicht die Tür nicht verschloffen war. Stods vergaß mir meine Haltung nicht. Er ist reich, er hat Einfluß und nicht die Spur von einem Gewissen. Ich ging zu anderen Kunsthandlern, keiner hatte Interesse. Ich erfuhr, daß alle Welt es wußte, wer meine Bilder gekauft hatte und daß jeder Mann glaubte, ich sei die Geliebte von Stods. Man nahm an, er habe mir den Laupfah gegeben; er sorgte gut und gründlich dafür, sich zu rächen.“

Konstanze legte die Hand über ihre Augen und sprach weiter: „Die Sache mit Will Stods war vor fast zwanzig Jahren. Damals erinnerte ich mich, daß eine Halbschwester von mir in Südamerika lebte, in Rio. Ich packte meine Sachen und fuhr hin; denn zurück nach Europa zu fahren, das brachte ich nicht fertig. Und da unten fing ich von neuem an. Zuerst mit Illustrationen für Zeitungen, für Magazine, mit Kalamitärei für Wein und Käse und Früchte — und daneben malte ich für mich. Es war ja nicht des Geldes wegen, es war meiner Ehre, meiner Selbstachtung und Würde wegen, daß ich mich durchsetzen mußte.“

Konstanze fuhr fort in ihrem schonungslos wahren Bericht: „Ich habe dort unten geschuftet, du kannst es mir glauben, Erhard, es war kein leichtes Leben und kein Ausruhen. Mit Johanna, meiner Schwester, verband mich nicht viel. Aber sie hat Kinder, ein Mädchen von acht und einen Jungen von sechs. Ich habe mein Leben gehabt und die Fruchtlosigkeit meiner Kunst; und ich habe es doch geliebt, und das Malen wurde mir zu sehr wie eine Religion, ein Bekenntnis, ein Rausch, der mich über alles hinwegtrug und mich alles vergessen ließ, was ich doch nicht vergessen konnte. Da habe ich verstanden gelernt, daß man eigentlich nur aus zwei Gründen malen kann: wenn man es gläubig für Gott oder für sich gläubig tut, oder wenn man es als Handwerk betrachtet. Die Kunst nur für sich selbst wirkend zu sehen ist ein Unfinn, ein Unlind. Und doch hatte man mich so erzogen; doch haben wir alle daran bis vor kurzem geglaubt.“

Ja, und dann waren die beiden Kinder da. Schade, Erhard, daß wir keine Kinder hatten. Ich habe gemalt und gearbeitet und nachgedacht und geweint und mit den Kindern gespielt. Und das war mein Leben. Vor einem halben Jahr fing es mit den Augen wieder an. Zuerst nicht sehr störend, im Malen hinderte es mich kaum. Dann bemerkte ich —

Sie schlang plötzlich die Hände ineinander und der Ausdruck ihres Gesichtes wurde ängstlich und unglücklich. — dann bemerkte ich, daß meine Umgebung schon davon wußte, während ich mir immer noch einbildete, es sei nicht so schlimm. Ein paar kleine Vorfälle — ach, es ist so sinnlos, das alles wieder zu überdenken und sich quälen zu lassen. In den letzten zwei Monaten ging es schrecklich schnell.“

Sie schloß, in ihren Augen standen Tränen.

Erhard's Stimme war rau, als er fragte: „Und warum bist du nicht zu einem Arzt gegangen? Es gibt doch genug tüchtige Augenärzte in Rio de Janeiro? Du weißt, was ich dir gesagt habe. Ein rechtzeitiger Eingriff!“

„Ja, ich weiß es genau — aber ich konnte nicht. Die Augenärzte mögen gut sein, aber ich konnte nicht. Du hast mir einmal geholfen, Erhard, ich habe ja niemandem Vertrauen als zu dir. Und deswegen bin ich hier. Deswegen habe ich auf die „Atlanta“ gewartet, um mit ihr, um mit dir nach Deutschland zu fahren.“

Die Uhr takte, die Schläge klopften durch die Stille, draußen glühte die Sonne unbarmherzig hell.

Erhard Horn sah vor sich hin und fragte unvermittelt: „Was interessiert dich eigentlich an diesem Mitter Coward?“

Konstanze runzelte die Brauen. „Coward? Du meinst den Engländer, mit dem ich heute morgen —?“

Erhard sagte heftiger als er gewohnt hatte: „Ich sah dich mit ihm auf dem Bootsdeck, ich sehe dich befreundet. Ich möchte dir nur als Arzt mitteilen, daß Coward schwer lungenkrank ist — im übrigen geht mich das ja nichts an.“

Sie richtete den Blick auf ihn; aber sie konnte zu wenig erkennen. Da beugte sie sich dicht vor, so dicht zu ihm, daß ihr Atem ihn streifte und er mit einem Schlag nahe daran war, alle Selbstbeherrschung zu verlieren. Plötzlich lächelte sie, ganz zart und rein, ganz mädchenhaft und trotz ihres Kummers von einer inneren Freudigkeit durchdrungen und flüsterte beinahe: „Nein, Erhard, nein, du flüster Herr Doktor, wach ein Unfinn!“

„So, Unfinn; schon möglich, ich finde es auch. Also gut — und nun fahren wir nach Hamburg. Wo steht du aus?“

„In Berlin.“

Er wiederholte langsam: „In Berlin. — Ich war ziemlich lange nicht da, immer nur ein paar Stunden oder einige Tage. Und ich habe immer vermisst, durch die Straße zu gehen, in der wir einmal wohnten.“

Er zuckte die Achseln. „Ich werde in Hamburg auf ein anderes Schiff gehen, wahrscheinlich nach Südamerika. Man kommt viel herum. Ich empfehle dir, in Berlin sofort zu Gehelmarat Ellwege zu gehen. Er ist gegenwärtig wohl der beste Augenarzt, den wir haben.“

„Ich kenne Herrn Ellwege von früher; aber ich werde nicht zu ihm gehen.“

„Und weshalb nicht?“

Er erwiderte scharf: „Das ist doch Unfinn, vollkündiger Unfinn! Wenn du bei einem Menschen gewiß sein kannst, gehst du zu ihm — der ganze Eingriff ist in einer Stunde erledigt — dann ist es bei Ellwege!“

„Aber ich werde nicht zu Ellwege zu gehen brauchen. Ich kenne einen besseren Arzt.“

„So? Darf ich fragen, wen? Hat man dir in Rio irgend jemand empfohlen? Es sehen ja viele Leute dort, die in Deutschland studiert oder gearbeitet haben.“

Sie tastete vorsichtig mit ihrer Rechten zu Erhard hinüber und legte die Hand auf sein Knie. Er zuckte leicht zusammen, richtete sich aber nicht. Sie sagte leise: „Ich habe zu dir Vertrauen, Erhard. Ich habe nur zu dir Vertrauen. Deshalb bin ich hier.“

„Ich bin Schiffsarzt, praktischer Arzt für alle auf einem Schiff vorkommenden Fälle von Erkrankungen. Ich bin seit drei Jahren nicht mehr Augenarzt. Was soll ich tun?“

„Du sollst mich wieder sehend machen, Erhard.“

„Und wie? Wie stellst du dir das vor? Ich habe einen Vertrag, ich kann nicht weglaufen, ausruhen, de-fertieren! Ich kann dich nicht begleiten, ich habe keine Klinik mehr.“

„Ich habe niemanden als dich, der mir das Augenlicht wiedergeben kann. Du bist zu mir gekommen, ich fahre hier — glaubst du, daß ich sonst auf der „Atlanta“ wäre?“

„Ich habe seit drei Jahren nichts mit Augen zu tun gehabt. Ich bin aus der Übung, ich habe keine sichere

Hand mehr für diese Art von Eingriffen — ich kann es nicht, ich kann es wirklich nicht.“

Er sprang auf, ging hin und her, blieb vor der Uhr stehen, sah den Sekundenzeiger kreisen.

Konstanze's Stimme kam wie aus weiter Ferne: „Du hast doch deine Instrumente hier. Hast du sie nicht hier?“

Er sagte, ohne sich umzudrehen, trostlos und fast ängstlich: „Woher weißt du das? Ich habe sie eingepackt, ich habe sie mitgenommen, wie man eine Erinnerung mitnimmt. Ich habe dir einmal geholfen — und was war die Folge?“

„Unser Ehe, unser Glück.“

„Unser Glück? Ja, ein paar Jahre lang; und dann unser Unglück. Die Jahre, die du nicht maltest, gewiß, da konnte ich glauben, da hoffte ich — ach, was es ist ja zu spät, es ist zu spät.“

„Ich bitte dich, Erhard, sage das nicht. Es ist nie zu spät. Es ist noch Zeit. Sagst du nicht selbst, daß noch Zeit ist?“

„Wir drei Jahre lang geschieden. Wir haben drei Jahre lang, jeder für sich, gelebt. Du hast gemalt, hast dir einen Namen gemacht; ich habe meinen Namen aufgegeben und bin untergetaucht.“

Obwohl Konstanze aus den Tränen kämpfte, mußte sie doch lächeln; aber er sah es nicht, weil er ihr immer noch den Rücken zugekehrte. Sie flüsterte: „Ach, Erhard! Woran denkst du jetzt? Wodum sprechen wir denn? Von meinen Augen oder von uns beiden?“

Er fuhr herum, schuldbehaftet und verwirrt geworden. „Natürlich, man kommt von einem zum anderen. Du hast recht, wir sprechen ja von den Augen. Also hör mich an. Konstanze, es geht wirklich nicht, ich kann nicht fort von hier, ich kann nicht von einem Tage zum anderen alles wegwerfen, woran ich mich in den letzten drei Jahren geklammert habe. Ich will dir helfen, natürlich will ich dir helfen.“

„Aber dann ist ja alles gut! Ich will doch nicht mehr, als daß du mir hilfst. Nur du kannst es, wenn du es willst. Warum willst du mich nicht auf dem Schiff operieren?“

„Hier? In Bord? Konstanze, wie stellst du dir das vor? Seit wann macht man solche Operationen an Bord?“

„Und warum nicht? Ich brauche doch nicht wochenlang im Bett zu liegen. Ich habe meine Kabine hier, du hast deine Räume, du hast alles auf dem Schiff, um mich behandeln zu können, sogar, wie man mir sagte, eine sehr tüchtige Krankenschwester. Warum also sollte es nicht hier möglich sein?“

Man hat einen solchen Eingriff noch niemals an Bord unternommen — und Allice ist keine Operationschwester für Augenheilkunde. Es ist nicht so einfach. Das kleinste Versehen kann unabsehbare Folgen haben, es ist eine entsetzliche Verantwortung.“

Konstanze stand auf und ging mit kleinen ängstlichen Schritten dorthin, wo er stand. Sie hielt dicht vor ihm, nahm plötzlich sein Gesicht in beide Hände, war dicht daran, ihn zu küssen. Aber sie tat es nicht, sondern sagte nur leise: „Ich danke dir sehr, Erhard. Ich bin sehr glücklich, auf der „Atlanta“ zu sein. Du wirst mir helfen.“

Sie ließ die Hände sinken, er ergriff ihre Rechte, küßte sie und ging rasch aus dem Raum.

Nikolaus Fabricius vermochte nicht ernst zu bleiben, als er durch das Aukufenfenster in Boetwink's Kabine hineinsah und den Impresario in voller Arbeit mit Lehnbusch bemerkte. Der Quartiermeister schien unter dem gleichzeitigen Anprall von Boetwink's Energien und der Sonnenwärme schon halb dahingefahren zu sein, Fabricius konnte sich nicht enthalten, ihn zu nicken. Der Berliner nahm das nicht krumm, blinzelte hinaus und riet dem Ersten, sich auch ein wenig an den Vorbereitungen für dieses tropische Geburtstagsfest zu beteiligen. Aber der Warte lehnte es lachend ab und war im Begriff, weiterzugehen, als Boetwink ihn zurückrief.

„Fragen Sie doch, bitte, einmal die Schwester, ob sie etwas Passendes für heute Abend anzuziehen hat! Es wäre ja möglich, daß das nicht der Fall ist. Dann müßte Herr Lehnbusch oder ich —“

Lehnbusch fuhr auf: „Sie Herr Boetwink, selbstverständlich Sie!“

— oder ich — darum kümmern, ihr von irgendwoher ein Abendkleid zu beschaffen.“

Lehnbusch begnügte sich damit, die Achseln zu zucken, während Fabricius lachend davonging.

Schwester Agnes begrüßte ihn lächelnd.

Er fragte: „Was machen Ihre Kranten?“

„Danke, es geht gut, Mutter und Kind sind wohl, Aidert möchte am liebsten unauffällig essen.“

„Solo, das ist ja sehr erfreulich. Übrigens — man hat mich gebeten, Sie zu fragen — ich kam dorthin zufällig an der Kabine des Impresarios vorbei.“

Er hatte sich vollkommen verfahren, die Säge verwirrt sich, er erröte und beschloß jetzt ohne Umschweife vorzugehen: „Haben Sie ein passendes Abendkleid bei sich?“

Agnes sah ihn einigermaßen verblüfft an und mußte lachen. „Warum interessiert Sie das? Aber Sie können beruhigt sein, ich habe eins mit.“

„Fein! Dieser Boetwink und Lehnbusch — Sie müssen wissen, daß die beiden im anderen Falle verurteilt hätten. Ihnen für heute Abend ein Kleid zu leihen.“

„Seit wann verleihen Quartiermeister oder Impresarios Abendkleider?“

„Von irgendeinem Fahrgast vermutlich. Es wäre mir ein ideellerer Gedanke gewesen, Sie in einem fremden Kleid dastehen zu sehen.“

Agnes machte ein ungeheuer erstauntes Gesicht. „Es wäre Ihnen unangenehm gewesen, Herr Fabricius? Das verstehe ich nicht. Es hätte mir unangenehm sein können, nicht wahr, aber für Sie ist das doch ganz gleichgültig.“

„Meinen Sie? Natürlich geht es mich nichts an, aber es wäre mir doch nicht egal gewesen. Ich kann also jedenfalls den beiden sagen, daß alles in Ordnung ist.“

Agnes nickte und streckte ihm die Hand hin. „Ja, das können Sie. Es ist alles in Ordnung, und wir werden uns heute Abend in richtiger Aufmachung sehen. Tanzen Sie gern, Herr Fabricius?“

Er drückte ihre Hand, verlor sein ernsthaftes Gesicht behaltend, mußte plötzlich lachen und sagte trotzdem sehr würdevoll: „Ich hoffe, Schwester Agnes — ich hoffe, Sie werden mit mir zufrieden sein.“

Agnes lehnte sich an die Tür und sah ihm nach, wie er groß und schwer, alle anderen an Länge überragend, doch mit einem leichten und elastischen Schritt davon ging. Dabei sagte sie leise vor sich hin: „Nikolaus Fabricius — Nikolaus — komisch.“

Doktor Horn kam von seinen Besuchen zurück, er schien nervös und unruhig, aber nicht mehr so schlecht gelaunt wie vorher zu sein. Er sah Agnes mit einem unbestimmten Gesichtsausdruck an der Tür stehen und trat zu ihr: „Nun, Kleines, was ist Ihnen?“

„Danke, ausgezeichnet.“

„Rein Lampenfieber vor heute Abend? Ist es nicht ein sonderbarer Gedanke für Sie, da drinnen vor lauter fremden Leuten zu singen? Haben Sie jemals daran gedacht, daß Sie auf einer Fahrt „entdeckt“ werden würden?“

Agnes sagte leise: „Nein, diese Entdeckung habe ich nicht vorausgesehen, ich glaube auch nicht an sie. Es ist von Herrn Boetwink sicherlich sehr gut gemeint, und ich bin auch davon überzeugt, daß die Leute klatschen werden — aber wohl mehr deshalb, weil sie wissen, daß da vor ihnen eine Krankenschwester steht, die für diesen Abend die Sängerin spielt — nicht weil mein Gesang sie bezaubert.“

Erhard Horn sah sie nachdenklich an. „Ich weiß nicht, ob Sie recht haben, im allgemeinen liegt man nur von solchen Entdeckungen, erlebt habe ich noch keine. Aber es könnte doch einmal der Fall sein. Stellen Sie sich einmal vor, kleine Agnes, wie wir beide uns ansehen würden, wenn wir uns in ein, zwei Jahren trafen. Würden Sie sich an mich erinnern? Würden Sie daran denken, daß wir nun mehr als anderthalb Jahre zusammengearbeitet haben?“

(Fortsetzung folgt.)

Der Gang nach Canossa.

Von E. S. Kolbenhegers Schauspiel „Gregor und Heinrich“.

Seitdem Fürst Bismarck in jener berühmten Reichstagsrede vom 14. Mai 1872 das Wort gesprochen hat: „Nach Canossa gehen wir nicht“, kann der Deutsche das Wort Canossa nicht hören, ohne daß sein Gemüt irgendwie in Wallung gerät. Bismarck hatte jene protestierende Erklärung nicht nötig gehabt; denn es hat weder damals noch je in der Geschichte jemand in Rom den Deutschen zugemutet, nach Canossa zu gehen. Aber weil jener Protest Bismarcks als die demonstrative Kampfanlage an die angeblichen oder vermeintlichen Machtgelüste der römischen Kirche angesehen worden war, verbindet man leicht mit dem Begriff Canossa die Vorstellung von Abwehr einer dem deutschen Namen angelassenen Demütigung, von Schmach und Schande, die der deutschen Ehre und Würde durch päpstliche Herrschaft und Machtbegier widerfahren sei.

Es ist leibhaftig schon eine unmeßbare Menge von Tinte und Druckerzettelchen verwendet worden, um der deutschen Empörung über die Schmach von Canossa Ausdruck zu geben. Aber dadurch ist die Tatsache nicht aus der Welt geschafft worden, daß jene Begebenheit sich in Wirklichkeit nicht so abgespielt und nicht einen solchen Charakter getragen hat, wie sie wohl in der Vorstellung der meisten darüber erbitterten Deutschen zu leben scheint.

Der Gang nach Canossa war dem deutschen König Heinrich IV. keineswegs vom Papst, der Kurie oder irgendwem aus der Kirche zugemutet oder nahegelegt worden; er war noch viel weniger von Heinrich selbst oder seinen Zeitgenossen, auch den damaligen Geschichtsschreibern, als eine Axiom kirchlicher Strafe oder Sühne aufgefaßt worden, sondern vielmehr als das, was er in Wirklichkeit war: als ein diplomatischer Schachzug, durch den der Papst, in eine moralische Zwangslage versetzt, zur Lösung des Kirchenbannes genötigt und zur Wiederaufnahme Heinrichs in die Kirchengemeinde ohne die verlangten Zugeständnisse gezwungen werden sollte. Der Gang nach Canossa war allerdings ein schwarzes Blatt in der deutschen Geschichte, er ist und bleibt ein häßlicher Fleck auf dem Schild der deutschen Ehre; nur: zugefügt den Deutschen nicht durch den Papst, der übermüht wurde und sich der entwürdigenden Erpressung vergeblich zu entziehen suchte, sondern durch den entarteten Sohn eines verdienstvollen und erhabenen Herrscherhauses, der von seinen Ahnen zwar die Kraft und den Mut zum Handeln, aber nicht den Willen der Gerechtigkeit und Gerechtigkeit geerbt hatte.

Wer über die damaligen Zeitverhältnisse urteilen will, muß sich sachlich unterrichten an Hand einer Geschichtsschreibung, die weder der Befriedigung höfischer Beifälligkeit dient, noch der Verharmung der Gegensätze zwischen den christlichen Bekenntnissen. Es sind die Zeiten, in denen die Kirche, wollte sie fortbestehen und ihren Dienst an den Menschen erfüllen im Sinne des Auftrags, den sie von ihrem Meister erhalten hatte, sich gleichzeitig von zwei übermächtig gewordenen Gewalten befreien mußte: von schlimmen und schlimmsten Uebelständen in ihrem eigenen Innern und von ihrer Verstrickung in die Dienste feudaler Machtinteressen. Die schlimmsten der inneren Uebelstände waren gekennzeichnet durch die Priesterzucht und die Simonie, also die Erwerbung geistlicher Ämter durch geldliche Mittel. Die Priesterzucht war eingetrübt und zu einem weitverbreiteten Uebelstande geworden, hatte aber niemals zu Recht bestanden und war vom Volke mit wachsender Schärfe mißbilligt worden, weil der verheiratete Geistliche in tiefe Abhängigkeit vom täglichen Brot gekommen war, das er für Frau und Kind zu schaffen hatte. Der Widerwille des Volkes gegen die verheirateten Priester und deren aus der Verheiratung erwachsenen unprästestlichen Verhalten war so stark geworden, daß die Leistung der Abgaben verweigert und die Annahme der Sakramente aus der Hand verheirateter Priester abgelehnt wurde. Die verheirateten Priester hatten ihren häßlichen Rückhalt und Mittelpunkt in und an denjenigen Bischöfen, die, anstatt Firten ihrer Gläubigen, lediglich eine Art geistlicher Vassallen im Gefolge der Fürsten und Könige waren.

Dieser Zustand wiederum hing auf das engste mit jenem trübsüchtigen Mißbrauch zusammen, von dem schon in der Apostelgeschichte die Rede ist und dessen Name von jenem Simon Magus herührte, der von den Aposteln durch Geldangebot die Macht hatte erlangen wollen, durch Auflegung der Hände den heiligen Geist auszuerteilen. Die Simonie war schon von den Aposteln als schwere Sünde gebrandmarkt und verdammt worden, hatte sich aber lange Zeit nicht völlig ausgerottet lassen, sondern sich vielmehr, namentlich in Deutschland, infolge der Machtverhältnisse an den Königshöfen und der damaligen engen Verbindung zwischen Staat und Kirche, dermaßen stark ausgebreitet, daß sie das gesamte kirchliche Leben völlig zu vergiften drohte. Die Bischöfe wurden durch den König ernannt; nach dem Tode eines Bischofs wurde sein Hirtenstab an den Hof gebracht und dem König übergeben. Die Bistümer waren fast ausschließlich durch Schenkungen der Herrscher begründet und erhalten worden. Der König ließ die jungen Kleriker aus den besten Familien auswählen und heranbilden. Dieser Zustand war für die Kirche tragbar, solange die Herrscher in sittlicher und religiöser Hinsicht auf der Höhe ihrer Aufgabe gegenüber der Kirche standen; er wurde aber zu einem folgenschweren und verhängnisvollen Mißstand, als die Macht an Herrscher fiel, denen die hohen Eigenschaften ihrer Vorfahren fehlten, insbesondere Herrscher wie Heinrich IV., der nach einer unermesslich leichtfertigen Erziehung im Alter von 16 Jahren auf den deutschen Königsthron gelangt war. Die Bischöfe wurden von ihm nicht nach kirchlichen, sondern nach machtpolitischen Gesichtspunkten ausgewählt, die Bischofsstühle an die Meistbietenden verkauft. Die Bischöfe, mit Macht und Reichtum überhäuft, schufen sich einen feudalen Anhang, dem sie das reiche Kirchengut als Lehen überantworteten; sie gingen

auf in weltlichem Prunk, irdischer Machtgesinnung, im Vandalismus gegen ihre weltlichen Souveräne. An diesen Bischöfen, die durch Simonie in ihre Ämter gelangt waren und die Simonie in großem Maßstabe selbst betrieben, hatte das verheiratete Priestertum seinen härtesten Rückhalt im härtesten Widerstand gegen jegliche Reformversuche, die von den Päpsten unternommen wurden.

Das Wohl der Kirche und die pflichtgemäße Sorge um ihren Fortbestand, die Sorge insbesondere um die innere Freiheit und Unabhängigkeit der Geistlichen wie für die Zurückführung der Bischöfe zu ihren kirchlich-religiösen Aufgaben zwang die Päpste zu jenen Kämpfen gegen die weltlichen Machthaber, die als der Investiturstreit in der Geschichte verzeichnet sind. Heinrich IV. hatte, über das leibliche Recht der Könige zur Einsetzung der Bischöfe weit hinausgreifend, die Forderung erhoben, daß auch der Papst nur durch ihn eingesetzt werden dürfe. Gregor VII. hatte in dem Bestreben, der Kirche die innere Gesundheit wieder zu verschaffen, die Priesterzucht, die Simonie und die Einsetzung der Bischöfe durch weltliche Herrscher verboten. Heinrich IV. weigerte sich, auf die Ernennung zu verzichten; als ihm der Papst wegen fortgesetzter und herausfordernder Zuwiderhandlungen mit dem Bann drohte, ließ er ihn auf einer Versammlung seiner Vassallen-Bischöfe zu Worms für abgesetzt erklären. Der Papst antwortete darauf mit dem Kirchenbann, der nach den Rechtsanschauungen der damaligen Zeit gleichzeitig die Entbindung der Untertanen von der Gehorsamspflicht zur Folge hatte. Als sich die Wirkung dieser, von Heinrich und seinem Anhang zuerst geringfährig verhöhten, päpstlichen Maßnahme zeigte, verabredeten die Fürsten der gegenteiligen Partei: wenn der König sich nicht binnen Jahresfrist von dem Banne befreit habe, solle er den Anspruch auf die Krone verlieren. Um seine Absetzung zu verhindern, reiste Heinrich nun mitten im Winter nach Italien; es lag ihm daran, seinen Gegnern zuvorzukommen und den Papst vor eine vollendete Tatsache zu stellen. Der Papst, der sich bereits auf der Reise nach Deutschland befand, wich ihm aus und zog sich in die Bergsamkeit zurück, auf die Burg Canossa der Markgräfin von Tuscan, wohin ihm Heinrich folgte und ihn im Bürgergewand förmlich belagerte.

Hier wirft nun eine zweckabsichtlich beeinflusste Geschichtsschreibung dem Papste vor, er habe den deutschen König im härtesten Winter drei Tage lang, erstickt vor Kälte, im eisigen Burghof Buße tun lassen; er habe dadurch und durch die Entbindung der Untertanen vom Treueid dem deutschen Königtum und seinem Ansehen eine tödliche Wunde geschlagen. Diese Anschuldigungen sind von sachkundiger und unbefangener Seite schon unzählige Male richtiggestellt worden; es wird aber immer wieder erforderlich, daß man die tatsächliche geschichtliche Wahrheit herausstellt. Jene fürchterliche Wunde hat das deutsche Königtum erhalten, aber nicht durch den Papst und die katholische Kirche; jene Wunde hat Heinrich IV. sich selbst und seiner Autorität geschlagen. Er kam nach Canossa, nicht von Gregor gerufen, sondern um ihn durch eine erhaltene Selbsterniedrigung vor eine vollendete und öffentliche Tatsache zu stellen; er kam nach Canossa, um durch diesen Gewaltstreich der Selbsterniedrigung Schutz zu erzwingen gegen die aufständischen Fürsten, zumal die Herzöge von Sachsen, Schwaben, Bayern und Kärnten, die ihn seines laienhaften Lebens und seiner jägellosen Brutalität willen nicht mehr als König dulden wollten. In Wahrheit war seine Buße ein dreimal wiederholtes, einkündiges Sichvorstellen im Bürgergewand, wobei ein Pels den König vor Kälte schützte. Die drei Tage, die der Papst sich Zeit ließ, ehe er sich vor dem Besatz Heinrichs beugte, waren in seinem vorsichtigen Abwarten begründet, das einem Salter wie Heinrich IV. gegenüber nur allzu berechtigt war. Heinrich hatte denn auch kaum die Lösung des Kirchenbanns durchgeleitet und sich in der deutschen Heimat die nötige Rückständigkeit gegen seine Widersacher verschafft, als er mit einem großen Heer nach Italien zog, Rom fast drei Jahre lang belagerte und den Papst zur Flucht zwang. Gregor VII. ist durch ihn in der Verbannung gestorben. Heinrich selbst wurde später von seinem eigenen Sohn gefangen genommen, zum Verzicht auf die Krone gezwungen und in schmachtvoller Gefangenschaft gehalten. Das Reich, in dem sein Vater, Heinrich III., noch von der Rhone bis zu den Karpathen, von der Eider bis zur Tiber geboten hatte, war unter den beiden letzten Salizern in der jämmerlichsten Weise verpulvert und verwirrt worden.

Diese geschichtlichen Tatsachen muß man vor Augen haben, wenn man Guido Kolbenhegers neues Werk, das Schauspiel „Gregor und Heinrich“, in diesem Sommer bei Langen-Müller, München, erziehen, würdigen will. Der Dichter hat sein Werk, dem auferstehenden deutschen Geist gewidmet; er gestaltet den gewaltigen geschichtlichen Stoff mit der kraftvollen Hand des Konners und durchdringt ihn mit dem ingenium teutonischen, das sein ganzes Schaffen kennzeichnet, von der Giordano-Bruno-Tragödie und dem Spinoza-Roman bis zur Paracelsus-Trilogie und seinen Gegenwartswerken. Er spannt zwischen den historischen Tatsachen und ihren Mittelpunkt in Rom und der Königsburg zu Spener den Bogen eines großen Lebens, tiefartig gespiegelt in Zeitbildern, menschlich ausgeschöpft bis auf den Grund des Schicksals. Es sind keine konstruierten Theaterfiguren, die der Dichter auf die Bühne stellt, sondern Menschen, die mit den hellen und den dunklen Mächten in und über sich ringen mit ihrer ganzen und letzten Kraft.

Künstlerisches Gewissen und deutscher Wille haben den Dichter davor behütet, eines der in solchen Fällen üblichen Tendenzdramen zu schaffen. Ein Dramatiker, der nicht in den Bezirken wohnt, in denen das Denken und Fühlen mit der Kirche zweite Natur geworden ist, wird es stets schwer haben, die Vorgänge der damaligen Zeit so zu sehen, daß seine Darstellung mit dem Empfinden des kirchlich gefinnten Katholiken übereinstimmt. Dem Dichter ist es auch nicht in erster Linie auf die unbedingte geschichtliche Treue, sondern den Kunstgehalt des Dramas gemäß, auf die Gestaltung möglichst eindringlicher, in sich selbst begründeter Vorgänge angekommen. Demgemäß trägt der Uniacer-Mönch Sildebrand und spätere Papst Gregor VII. manchen Charakterzug, der sich entweder in dem geschichtlichen Urbild nicht oder nicht in dieser Weise findet; manche Charakter- und Wesenszüge, vor allem ungünstige, sind der Bildwirkung zuliebe mit besonderer Schärfe herausgemeißelt und hineingegraben. Umgekehrt sind bei Heinrich, dem Verhältnis des Dichters zu seinen Figuren entsprechend, manche Charakterzüge, die im Urbild vorhanden waren, der glimpflicheren und erträglicheren Bildwirkung zuliebe gealftet, böse Züge im Antlitz sind vermischt, Spuren des Lasters mit kosmetisch milden Mitteln übermalt, etwa in der Weise, wie es der kunstgerechte Photograph tut, wenn er dämmeriger Gesinnung die wohlthätigen Mittel der Retusche anwendet.

Es kann wegen dieses Zweierleis nicht mit dem Dichter gerechnet werden, denn um einer Gestalt wie Gregor VII. gerecht werden zu können, muß man ihn sehen können mit dem Auge des mit seiner Kirche auf das innigste verbundenen katholischen Menschen, der tiefste Dankbarkeit und ehrfürchtige Bewunderung empfindet angesichts dieses Papstes, der um der unaussprechlichen Reinigung und Neugestaltung der Kirche willen in entscheidungsschwerster Zeit den bitteren Leidensweg der übermenschlichen harten Nicht geben mußte, ihn aufrecht gegangen ist und dafür in der Verbannung starb. Sieht man ihn nicht so, dann muß sich in der Seele des Reizhauers notwendigerweise ein Schaubild formen, das perspektivisch verkürzte und deshalb der objektiven Wahrheit nicht völlig entsprechende Züge trägt, wie es bei Kolbenhegers Papst Gregor der Fall ist.

Es lohnt sich, in der Zeit = Zeitung zu inferieren, weil sie Erfolg haben!



Mäntel für vollschlanke Damen

Abbildung 1 Der hochwertige, schwarze Bouclé-Mantel mit aparter Steppverzierung an Ärmeln und Revers, auf kunst- seidenem Maroc gefüttert ...	63.00	Abbildung 2 Vornehmer schwarzer Bouclé-Mantel mit Persianer-Klauen-Kragen, ganz auf kunstseidenem Stepp- futter ...	70.00
Preiswerter Mantel strapazierfähige Marenjo-Qualität, mit kunstseidenem Duchesse gefüttert ...	31.50	Hübscher Mantel mit großem Seal-Electric-Kragen, in Extra-Frauen-Größen, ganz gefüttert ...	42.00
Schlichter Frauen-Mantel aus gutem, schwarzem Diagonal- stoff, auf Steppfutter gearbeitet	37.50	Reinwollener Bouclé-Mantel in schwarz und marine; gute Form, mit Silberfuchs-Opussum- Kragen, auf kunstseidenem Mar- roc-Steppfutter ...	59.00
Solider Mantel in reinwollener Qualität und guter Verarbeitung, auf kunstseide- nem Maroc-Steppfutter ...	46.00	Vornehmer Mantel gute reinwollene Bouclé-Qualität, mit hübscher Ärmelgarnierung und großem Persianer-Klauen- Kragen ...	93.00
Reinwollener Bouclé-Mantel schwarz, mit kunstseidenem Mar- roc gefüttert; sehr guter Sitz	50.00	Eleganter schwarzer Damen-Mantel aus reinwollener Bouclé, mit großem Persianer-Schalkragen	122.00

CRAMER & MEERMANN

ESSEN



General-Vertreter
Heinrich Röer, Münster
Bremer Straße, Telefon 417 63.

Verlethre Welt.



Soldat eines schottischen Regiments mit seinem bunten Rod neben seinem Weib im Wochenend-Anzug.

Wochenend

ILLUSTRIERTES SONNTAGSBLATT

Die Uhr von Lier

Von Adolf von Hatzfeld

Wir hatten die flandrische Küste bereist. Die Vergangenheit der weiten flandrischen Ebene hatte uns in Gent, Brügge und Antwerpen aus den sich im Blau des Himmels verlierenden gotischen Kathedralen angeschaut. Es war ein Sommertag ohnegleichen, als wir von Antwerpen mit der Bahn nach Lier fuhren, einem kleinen Städtchen in der Nähe der großen Hafenstadt und bekannt als Heimatort des großen flämischen Dichters Felix Timmermans.

Als wir in Lier ankamen, empfing er uns am Zug. Sein Gesicht lachte. Ich schaute auf dies breite Gesicht mit dem Wald von Haaren darüber, der großen Nase, den klugen, verschmitzten Augen, dem breiten Kinn und dem großen Mund, in dem die kurze Pfeife hing.

Ich will nichts von dem erzählen, was er uns an diesem Tage zeigte. Nur von einer Merkwürdigkeit möchte ich berichten, die mich wie zufällig hinter das lautlose Geschehen unserer Erde und in die geheimnisvolle Mechanik und das ewige Fließen des Weltraums blicken ließ. Von dieser Uhr von Lier möchte ich berichten, in deren unheimliches Räderwerk der Fleiß und die Kunst eines Lierer Uhrmachers dies Weltall sichtbar eingefangen hat.

Auf der ehemaligen Umwallung der Stadt erhebt sich ein alter Turm, und dieser Turm birgt das geheimnisvolle Gehäuse der Uhr, das die Lierer als das achte Weltwunder bezeichnen. Außen am Turm erblicken wir die sogenannte Jubelglocke, die zur Feier des hundertjährigen Bestehens des Königreichs Belgien errichtet wurde. Wir wollen nur einen kurzen Augenblick bei ihr verweilen, denn sie ist nur ein kleiner Teil der zauberhaften Darstellung im Innern des Turms. Vier Figuren sind an dieser Außenseite des Turms angebracht, ein Kind, ein Jüngling, ein Mann und ein Greis. Kind, Jüngling und Mann sind porträtartige Darstellungen von Lierers Bürgern, die Figur des Greises ist dem Roman Felix Timmermans entnommen, der den Titel „Die Delphine“ trägt, und so begegnen wir hier dem uns aus der Lektüre des Buches vertrauten lebenswürdigen Herrn Pirruhn. Gerade schlägt es eine volle Stunde. Die Viertelstunden schlagen Kind, Jüngling und Mann, aber Herr Pirruhn schlägt die vollen, und in einem Fenster erscheinen auf den zwölften Glockenschlag die Jahreszahlen 1830 bis 1930, das belgische Wappen und die drei belgischen Könige Leopold I., Leopold II. und Albert I., gefolgt von dem Wappen der Stadt Lier und den Bürgermeister, die über Lier seit der Unabhängigkeit Belgiens regierten. Verwundert schauen wir diesen feierlichen Umzug an, und wir beginnen nach dem geheimnisvollen Mechanismus zu fragen, der uns dies künstliche Leben vorzaubert.

Wir steigen eine Treppe im Innern des Turmes hinauf, und unser Blick fällt sofort auf äußerst merkwürdige Gebilde, die an den vier Wänden des Turmes angebracht sind. Wir sehen Zifferblätter, auf denen Zeiger stehen, wohl ein paar Dutzend runde Zifferblätter nimmt unser Auge wahr, goldene Kugeln schweben gleißend vor der Wand, bunte Landschaften sind auf einige der Zifferblätter gemalt, auf ellipsenartigen Bahnen sind kleinere Kugeln aus Gold eingesetzt, ein Himmel ist da, auf dem Monde stehen, und als ich den Blick zur Decke des Turmes richte, sehe ich das Firmament mit dem Fixsternhimmel schweben, und mir ist, als sei ich in die Stube eines mittelalterlichen Alchimisten und Sterndeckers versetzt.

Langsam beginne ich an dem Riesenzifferblatt der Uhr, das aus vielen einzelnen Zifferblättchen besteht, zu lesen. Auf dreizehn dieser runden Scheiben ist die Stundeneinteilung der ganzen Erde dargestellt. Über allen Uhren thront die Uhr von Greenwich, denn sie beherrscht unsern ganzen Kontinent und auch das Land Belgien regiert sie seit dem Jahre 1892 und so auch das Städtchen Lier, in dem wir uns zur Stunde befinden. Beim Anschauen der vielen Uhren fällt mir ein, daß die Greenwicher Zeit, nach der wir uns gewöhnlich richten, gar nicht die Zeit dieses Ortes sein kann, in dem wir uns jetzt aufhalten, denn über Lier ist die Sonne bereits hinweggezogen, aber die Bewohner des europäischen Kontinents haben sich auf diese Uhr und diese Zeitangabe von Greenwich geeinigt, weshalb sie auch überall an den andern Uhren an der Wand dort angebracht ist, und nun tun alle Europäer so, als ob es nur diese Zeit

gäbe. Blicke ich jetzt nicht mit Hilfe dieser Zifferblätter hinter die Kulisse einer Konvention? Denn diese Uhren vor uns zeigen mir die wirkliche Zeit, die von der Sonne bestimmt wird, wenn sie gerade über dem Scheitel der verschiedenen Städte steht.

Ich beginne die wirklichen Zeiten von den Uhren abzulesen: In Greenwich ist es jetzt 5.06 Uhr nachmittags, in Amsterdam 5.26 Uhr, über Dänemark, Südslawien und Italien ist

Positano, ein kleines Fischerdörfchen zwischen Sorrent und Amalfi.



Phot.: Wilhelm Auffermann

es 6.07 Uhr, über Rußland, Finnland, Rumänien, Ostafrika ist es 7.08 Uhr, über den Philippinen aber liegt schon dunkle Nacht, dort ist es 1.35 Uhr nachts, über Island ist es 4.07 Uhr nachmittags, in Newyork ist es 12.10 Uhr mittags und in San Franzisko 9.17 Uhr morgens.

★

Was ist Zeit, frage ich mich. Zeit, dieser unfassbare, unbegreifliche Begriff, deren Stunden in unserm Leben widerhallen, die uns oft Jahre hindurch an frohe und furchtbare Ereignisse unseres Lebens erinnern, ist es nichts als Bewegung, nichts als das ewige Fließen dieser Erde im Fließen und in der Bewegung des Weltalls? In einem einzigen Moment versuche ich, mir diese verschiedenen Zeiten gleichzeitig ins Bewußtsein zu heben. Während ich hier stehe und mein Blick durch das Fenster auf das von der warmen Nachmittagssonne beschienene Städtchen Lier fällt, legen sich in Indien die Menschen gerade zu Bett, und zu derselben Stunde haben die Leute in San Franzisko soeben ihr Morgenfrühstück eingenommen und begeben sich an ihre Arbeit. Ich fühle, wie ich das Kreisen der Erde zu spüren beginne. Einen Herzschlag lang steht mein Herz in diesem Gefühl still, aber mein Gehirn geht dagegen an, es beginnt in mir unheimlich wie das Räderwerk der Uhr zu rechnen und findet, ich weiß nicht wie, folgende Überlegung: Wenn ich also ein Kabeltelegramm in Kobe in Japan um 8 Uhr morgens am 1. Januar 1932 aufgebe, wird es in Antwerpen schon einen Tag früher, am 31. Dezember 1931 um 23 Uhr aufgenommen.

Langsam gehe ich die Wände des Turmes ab, gehe an der Dezimaluhr vorbei, welche die Zeit auf die Zahl Zehn stellte. Ihre Herrschaft hat nicht lange gedauert. Vom Konvent am 5. Oktober 1793 angenommen, wurde sie am 1. Januar 1806 wieder abgeschafft. Jetzt aber stehe ich vor zehn blauen Scheiben. Auf jeder von ihnen stehen oben und unten zwei große Schiffe und rechts und links zwei

kleine. Auf dem blauen Meer der Zifferblätter stehen die Stunden verzeichnet, und ein Zeiger zeigt die Stunde an, die gerade jetzt in den verschiedenen Hafenstädten schlägt, und je nachdem der Zeiger sich von dem großen zum kleinen Schiff oder wieder vom kleinen zum großen Schiff bewegt, sehe ich, ob an diesen Orten jetzt die Flut des Meeres steigt oder fällt. In Lissabon steigt das Wasser neun Stunden dreißig Minuten früher als in

Bahnen der Kometen, die fallenden Sternschnuppenperioden, die Zeitdauer von Tag Nacht über unserm Planeten, und staunend stelle ich noch fest, daß alle Planeten sich in horizontaler Bewegung um sich selbst und gleichzeitig um die Sonne drehen und nur der Planet Uranus sich in vertikaler Drehung um sich selbst auf seiner Bahn durch den Weltraum befindet. Als ich über mich nach oben blicke, um diesem Spiel des Weltalls zu ent-

Ostende. So wiederholt sich in ähnlicher Weise das Zauberspiel von vorhin, nur noch, daß dargestellte Monde durch ihre Stellung zur Erde das Heben und Fallen des Wassers bezeichnen, und wir haben die Flut und die Ebbe von Lissabon, Antwerpen, Santander, Brest, Dover, Ostende, Hook van Holland, Hamburg, Stockholm, Reykjavik und Saigon in Indochina. Merkwürdiges Rätsel des Weltalls! Während alle Städte einen zweimaligen Wechsel von Ebbe und Flut an einem Tageslauf anzeigen, steigt und fällt das Wasser in Saigon nur ein einziges Mal. Aber, so frage ich mich, da das Zifferblatt der Uhr von Lier mir diese Tatsache enthüllt, wenn Ebbe und Flut nach der Ansicht der Menschen von der Anziehungskraft der Erde und des Mondes bedingt sind, weshalb unterliegen nicht alle Meere dieser Erde diesem Gesetz, und weshalb bilden die Fluten von Saigon diese einzige Ausnahme? Sollte diese Uhr mich auf einen Fehler menschlicher Berechnung aufmerksam machen, und liegt hier ein Rätsel verborgen, das die Natur uns bis auf den heutigen Tag zu verschleiern imstande war?

Von neuem wird meine Aufmerksamkeit durch andere Scheiben angezogen. In der Mitte steht ein kleiner goldener Punkt. Das ist die Sonne. Um sie herum ziehen kleinere und größere Scheiben und Scheibchen aus Gold, eine mit dem Stift vorgezeichnete Bahn. Das sind die Planeten. Sie sind in richtiger Entfernung von der Sonne angebracht und in richtiger Größe, das heißt, daß diese Darstellung im Verhältnis von 1:657 800 000 ausgeführt ist. Am nächsten der Sonne steht der Merkur, denn er läuft in 88 Tagen um sie herum, es folgt die Venus mit einer Umlaufzeit von 225 Erdentagen, dann die Erde selbst, Mars, Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun und Pluto, der für eine einzige Umlaufzeit um die Sonne 248 Erdjahre benötigt.

Nur noch wie ein Traum sah ich die übrigen Darstellungen der Uhr von Lier: den Saroskreis mit der Darstellung der Sonnen- und Mondfinsternisse, den Sonnenaufgang und -untergang über der Stadt Lier, die großen

gehen, sehe ich den ganzen Sternhimmel schweben.

★

Unheimliche Stille ist in dem Turm. Nur alle sechs Sekunden vernimmt man das Klirren eines Schlagwerks, und das unheimliche Uhrwerk im Innern des Turms bewegt mit einer einzigen Achse das ganze System. Denn während scheinbare Unbeweglichkeit in allen Zeigern, Planeten, Schiffen, Plejaden, Sternschnuppen, Wassern und Monden herrscht, bewegt sich in Wirklichkeit alles in unheimlicher Lautlosigkeit weiter, und so gering ist diese Drehung, daß unser Auge es nicht wahrnehmen kann. Ein jedes bewegt sich nach dem Gesetz, das ihm im Weltall auferlegt ist. Nichts ist von dieser Bewegung zu sehen, und sie geht doch vor sich, langsam und unauffällig, und wenn die Erde noch so lange bestehen sollte, wird die kleine goldene Scheibe des Planeten Pluto auf dem Zifferblatt vor mir an der Wand nach zweieinhalb Jahrhunderten wieder auf demselben Punkt stehen, auf dem sie heute steht. Das unheimliche Kreisen geht in mich über, die Musik der Sphären beginnt in mir zu erklingen, es umbraust mich das Dröhnen des ganzen Weltalls, nur einen Augenblick lang, dann öffne ich die Augen und verlasse den Turm, denn ich will die unheimliche Schrift des unendlichen Geschehens nicht stören.

Draußen liegt das Städtchen Lier wieder vor meinen Augen, friedlich, ruhig und still. Braune Hühner, die von der Stadt Mecheln ihren Namen haben, laufen über die Straße. Die weißen Wolken ziehen durch den blauen Himmel, die Häuser stehen da mit bunten Blumen vor den Fenstern, Geranien, Fuchsien und rotleuchtende Kresse. Aber als ob ich einen verbotenen Weg gegangen wäre, blicke ich mich noch einmal scheu nach dem Turm um, und erst nach einem flämischen Abendessen von mehr als zwei Stunden Dauer, mit meinem Freund Timmermans zusammen, steht die Erde wieder für mich fest.

Afrikanische Abenteuer

VON MAJOR TUDOR TREVOR

Nachdruck auch mit Quellenangabe verboten. Copyright by Centip

III.

Als ich einst nach den Ufern des Limpopo verschlagen war, erlebte ich mein zweites Abenteuer mit dem schändlichen afrikanischen Zauberwesen. Ich war mit einem Kameraden, Sam Loxton, unterwegs. Ein zehnjähriges Kind, von dem wir nie erfuhr, wie es zu unserem Kraal gekommen, erschien plötzlich und gab uns zu verstehen, daß es hungrig sei. Wir gaben ihm zu essen und behielten es bei uns. Nach einigen Tagen jedoch besuchte uns eine seltsame Deputation. Zwei Weiber des Bawenda-Stammes, der damals unabhängig war, kamen zu uns und verlangten die Herausgabe des Kindes. Sie seien von einer alten Hege namens Ganishwe geschickt. Obwohl der Knabe keine Sprache sprach, die wir verstanden, erkannten wir doch, daß er keiner von diesen Frauen gehörte, und da er sich in wahrer Angst verlor, wei-gerten wir uns, ihn herauszugeben.

Zwei Tage später erschien Ganishwe selbst, von ihren Dienerinnen getragen, auf der Bildfläche. Sie war eine zahnlöse, dürre, alte Bettel, die fast einer Mumie glich, ihre farblosen Augen blühten schauerlich aus einem Gesicht, das wie geräuchert aussah; um den Hals trug sie eine Kette von menschlichen Fingern. Der Schrecken des Kindes war ergreifend. Ich werde niemals den beklemmenden Eindruck dieser Alten vergessen, wie sie da von ihren acht Frauen auf einer Tragbahre mitten in unser Lager gebracht wurde. Sie hauchte förmlich Gift. Als sie mit einem Tiergeschwanz nach Loxton schlug, griff dieser zur Peitsche und trieb die Gesellschaft hinaus.

Der Fluch der Hege.

In einiger Entfernung blieben sie stehen, riefen uns einen langen, hochtrabenden Fluch nach und verschwanden.

Am folgenden Tage waren alle unsere eingeborenen Angestellten mit Ausnahme von Mchisala-Inja und zwei Zulu-Burschen — entflohen. Auch das Kind war verschwunden. Unsere Lage war also eine sehr ernste. Wir hatten sechzig frange Tiere und nicht genug Leute, um sie zu warten; außerdem waren wir, wie wir beide wohl einsahen, in großer Gefahr, ermordet zu werden. Unsere einzige Rettung schien, sofort aufzubrechen und uns unter den Schutz des Häuptlings Magato zu stellen. Wir verlegten daher unser Lager über den Fluß auf die Rhodesische Seite, überließen es der Obhut der Zulu-Burschen und marschierten einige sechzig Meilen zu Magatos Kraal, der damals in Hanglip war. Die ersten dreißig Meilen war das Land unbewohnt, dann kamen wir zum Kraal von Magatos Schwester, die die Stelle eines Unterhauptslings bekleidete. Unmittelbar vor unserer Ankunft ereignete sich ein kleiner Zwischenfall, der unsere ohnehin überreizten Nerven noch mehr erschütterte. Mitten auf einem lahlen Viehweg stand ein einzelner vier oder fünf Fuß hoher Baumstumpf. Wir kamen ganz nahe heran, ehe ich etwas merkte, dann rief ich: „Großer Gott! Warum haben sie denn die Schlange da hinaufgelegt?“

Die Giftschlange lebt.

Im ersten Augenblick dachte ich, das Tier wäre tot und man habe es zu irgendeinem Zwecke dort hingetan. Die Schlange ragte in einer Länge von etwa 3 Fuß über den Baumstumpf hinaus, mehrere Fuß waren um den Strunk herumgewunden und der Schwanz lag auf dem Erdboden auf. Alles in allem mußte sie gewiß ihre zwölf Fuß lang sein — dabei war sie so dünn wie ein Handgelenk. Während meines Ausruhes wandte sie sich um und schaute mich an. Ich sah, daß es eine Mamba war, deren Biß tödlich ist.

Wir sprangen beide zurück und ergriffen unsere Flinten. Als die Schlange dies sah, ließ sie sich, als ob sie es verstände, von dem Baumstumpf herabfallen und glitt so rasch ins Gebüsch, daß wir nicht zum Schuß kamen. Die ganze Sache wirkte so unheimlich, daß, wenn wir Eingeborene bei uns gehabt hätten, bestimmt eine Panik unter ihnen entstanden wäre. Selbst wir betrachteten es als ein Omen, das uns nicht gefallen wollte, besonders mir. Rückwärts auf die Tatsache, daß wir es mit einer Hege zu tun gehabt, denn Hege machen zuweilen ganz eigentümliche Sachen mit Schlangen.

„Wurdet Ihr nicht gewarnt?“

Magatos Schwester empfing uns, wie es sich gehörte, aber es verhierte nicht gerade unsere Unruhe, als sie uns fragte: „Wurdet Ihr nicht gewarnt, hierherzukommen?“ Wir dachten beide an die Schlange und Loxton sagte: „Na, ich glaube, daß wir gewarnt wurden, aber nicht in einer Weise, die ein Weibher bemerken könnte.“ Ich glaube, daß Loxtons Worte eine gute Wirkung hatten, denn es wurde kein Unfug gegen uns verjüht. Aber es fiel mir auf, daß unsere Wirtin alle Speisen verstopfte, ehe sie uns gereicht wurden. Nach einiger Zeit ließ sie uns durch Führer zu ihrem Bruder bringen. Magato hatte einen wirklich wunderschönen Kraal im Gebirge. Er war tadellos rein und hatte einen ebenholzigen Fußboden, der aus Rindhäuten und Blut hergestellt und so poliert war, daß er glänzte. Obwohl Magato uns nach der Ursache unseres Kommens fragte, war es uns klar, daß er um unsere Sorgen wußte. Der oberste „Induni“, ein sehr alter Mann namens Juni-Juni, sprach geläufig holländisch, so daß wir uns leicht verständlich machen konnten.

Leichtete ihm offenbar ein, denn er wies uns Stützen an Ganishwe uns ermorden wollte und daß wir keine Lust hätten, heimlich in „Weld“ umgebracht zu werden, wo niemand zur Verantwortung gezogen werden konnte. Wenn der Häuptling uns tötete, würde man es erfahren und wir würden gerächt werden. Dieser Gedankengang leichtete ihm offenbar ein, den er wies uns Stützen an und ließ uns die gebräuchliche Gastfreundschaft zu.

Die Rettung.

Eine volle Woche verging, ehe er uns zurückkehrten ließ. Dann gab er uns sechs von seinen eigenen Leuten mit, die als Diener bei uns bleiben sollten, bis wir das Land verlassen. Wenn ich dies heute, nach meinen inzwischen gemachten Erfahrungen bedenke, so ist es mir vollkommen klar, daß er uns das Leben rettete. Wir kamen ins Lager zurück und Ganishwe belästigte uns nicht mehr, aber es ergaben sich neue Schwierigkeiten.

Gefangen bei „Matabele“.

Der „Matabele“ hatte Streifzüge in das Limpopo- und Victoria-Gebiet geschickt und ein solcher Trupp hatte unser Lager besetzt. Sie gebrauchten keine Gewalt gegen uns, aber wir waren so gut wie Gefangene, bis von einem höheren Kommando Befehl kommen sollte, was mit uns zu geschehen habe. Die Matabele-Krieger behandelten uns als minderwertig und die Situation war sehr gespannt. Als ich den Induna, um mich mit ihm auf guten Fuß zu stellen, fragte, wer ihre „Msegais“ (Wurfspeie) mache, erwiderte er hochmütig: „Wir machen keine Msegais, wir gebrauchen sie.“ Nach etwa drei Tagen zogen sie ab, wie sie gekommen, ohne ein Wort zu verlieren. Dies war einer jener Streifzüge, die die „Privilegierte Gesellschaft“ berechtigen, den Matabele anzugreifen. Es ist eine seltsame Tatsache, daß von einem Ende von Afrika zum anderen die Schmiede fastlosant sind. Ich sah zu jener Zeit einen Kraal der Mafsona, der von Matabele

Krocodile mehr zu schießen. Sie versicherten mir, daß sonst der geringe noch vorhandene Wasservorrat sofort austrocknen würde. Beim Kraal des Häuptlings Siloane im Unterland fand ich im seichten Teil eines Gewässers eine Einsäumung, die wie ein Schwimmbad aussah, und darin ein riesiges Krokodil. Als ich nach dem Grund fragte, sagte man mir, das Tier habe mehr als die gewöhnliche Menge von Frauen gefressen, und um es unschädlich zu machen, ohne es zu töten, habe man es hierher in diese Umzäunung gelockt, wo es nun aus der Hand und beinahe aus dem Rüssel freße. Ich habe guten Grund anzunehmen, daß es noch immer reichlich mit „überschüssigen“ Frauen gefüttert wurde.

In der Nähe vom Kraal Hans Mafibis befand sich ein Tümpel, aus dem die Frauen morgens und abends mit ihren Kürbisschalen Wasser holten. Wir badeten oft in diesem Tümpel, ohne an Krokodile zu denken. Während wir eines Tages am Ufer saßen, streckte so ein Saurier die Schnauze aus dem Wasser hervor und blinzelte uns mit seinen bösen Augen an. Wir schossen es und fanden beim Aufschneiden siebzehn Pfund Arm- und Beinringe, wie sie die eingeborenen Frauen tragen. Welch fürchterliches Bild trat uns beim Anblick dieser weißlichen Schmuckstücke vor Augen.

Es dämmert. Der Morgenstern ist im Erblichten und überall rauschen die fallenden Tautropfen. Die Stille wird durch leises Lachen unterbrochen, durch den Schritt bloßer Füße und das Geplauder der Frauen. Sie kommen,

Die Bäume tragen gelben Schmuck,
Rot flammt der wilde Wein.
Doch eh' das Farbenspiel verlohnt,
Will ich noch bei dir sein.

Der Heide Scharlachkleid erlischt,
Das Gras ist grau und naß.
Der Berge Wälder leuchten blau,
Die Luft wird dünn und blaß.

Die Dämmerung spinnt in Nebel sich,
Daraus dein Bild ersteht.
Die Asten in dem Garten dein
Harr'n still wie im Gebet.

Der Totenvogel ruft im Holz
Wenn grau der Tag verklingt,
Und meine Seele, kindlich froh,
Weit über Wolken dringt.

Doch wenn der Winter stürmt und schneit
Bin ich bei dir zu Haus.
Des Herdes helle Flamme glüht —
Ich ruh' vom Wandern aus.

Martin Weise.

Heimkehrender Wanderer

verwüftet worden war; aber obwohl alle Leute getötet und alles verbrannt worden war, waren die Werkzeuge und Habseligkeiten des Schmiedes unversehrt geblieben.

Von da an unternahm ich bis zum Jahre 1907 alljährlich Reisen ins Mafsonaland und kämpfte 1903 und 1904 mit den Buren in den Kriegen gegen Malsbof, Magoeba und Madjijie. Es war eine abenteuerliche Epoche meines Lebens.

Der Malabokrieg.

Der Malabokrieg ist interessant wegen des Vergleichs mit modernen Kampfmethoden. Die Buren strebten immer die Vermeidung eigener Verluste an, mochten auch die Kämpfe dadurch Monate lang hingezogen werden. Da nun der alte Malabot auf einem Berge hauste, der etwa die Gestalt einer Schreibmaschine hatte, trieben die Buren ganz langsam die Kassen von einer Terrasse zur anderen hinauf. Mit der Zeit siegten die Buren ohne viel zu kämpfen, weil sie Malabot und seine Leute so in die Enge getrieben hatten, daß diese durch Durst zur Ergreifung gezwungen waren. Kurz darauf kam ich vor ein Kriegsgesicht. Ich hatte eine Leidenschaft für Knittelverse und ließ ihr unglücklicherweise auf Kosten des Generals Pretorius freien Lauf. Der beauftragte Bers lautete:

„Auch das geringste Tier vermag uns oft zu nützen;
Es konnten Gänge einst das Kapitel beschließen.
So gegen Malabot entstanden uns als Retter
Den Herrn Pretorius die gnadenreichen Götter.“
General Soubert nahm die Sache von der wichtigen Seite und fertigte mich durch die Frage ab, ob ich nicht etwas mehr zu tun haben wollte, damit mir weniger Zeit zum „Dichten“ bliebe. Als ich bejahte, übertrug er mir sofort die Wasserbeschaffung, die denkbar unangenehmste Aufgabe.

Zur Zeit von Malabots Ergebung hatte ich ein sehr interessantes Erlebnis, das mich einigermaßen für meine mühsame Tätigkeit entschädigte. Ich betrat als einer der Ersten die Höhlen, in die sich Malabot zurückgezogen hatte, und fand dort in einem versteckten Winkel ein lebensgroßes Krokodil aus Holz. Vor ihm stand ein Gefäß mit Wasser, das mindestens fünf bis sechs Gallonen (ungefähr zweiundzwanzig bis siebenundzwanzig Liter) enthielt — genug, um manchen Mann vor dem Verdursten zu retten. Und doch hatte keiner einen Tropfen ange-rührt. (Das Krokodil befindet sich heute im Museum von Pretoria.)

Das „verehrte“ Krokodil frisst Frauen.

Fast alle diese Stämme im nördlichen Transvaal verehren das Krokodil. In einem Tümpel im ausgetrockneten Bett eines Flusses sah ich einmal sechs solche Tiere. Am nächsten Tage kam eine Abordnung von Eingeborenen und überbrachte mir einen Ochsen mit der Bitte, keine

um den Wasservorrat für den Tag zu holen. Bezaubernde Frauen sind es, mit laßenden Augen. Sie bücken sich und schöpfen Wasser mit ihren Kürbisschalen. Plötzlich ein schriller Schrei, — ein Aufschlagen — ein schlanker schwarzer Arm taucht auf und winkt in höchster Todesnot. Auf der Oberfläche des Wassers bilden sich ein paar Ringe. Das Krokodil hat wieder seinen schrecklichen Joll gefordert.

Weit interessanter als Malabot war Madjijie. Verblüffend war schon die Tatsache, daß zwar Madjijie herrschte, daß es aber überhaupt keine Madjijie gab! Das Madjijie-Volk bestand aus sieben kleinen Stämmen, deren Indunas vorgaben, Madjijie in einer Höhle zu besuchen und Befehle von ihr zu erhalten. Man behauptete, sie sei eine weiße Frau und über zweihundert Jahre alt. Diese Sage soll Rider Haggard zu seinem Romane „Sie“ angeregt haben. Wenn wir die Einzelheiten, die die Sage uns überliefert, zu einer zusammenhängenden Geschichte vereinigen, lautet sie ungefähr folgendermaßen: zu einer Zeit, als der Stamm an der Küste lebte, und viele Leute vor Hunger dahinstarben, kam ein weißes Mädchen mit blauen Augen zu ihrem Kraal. Sie führte sie „zu großer Fülle“, wie die Eingeborenen sich ausdrückten. Sie hielten die Weiße für eine Göttin. Später zogen sie unter ihrer Führung zu den Woodbush-Bergen, wo sie heute leben. Als die Jungfrau ihre Sprache erlernte, sagte sie ihnen, daß sie keine Göttin, aber die Ab-geladene einer solchen sei. Sie wollte nicht heiraten, und wenn man sie bat, es zu tun, damit ihre Kinder später den Stamm beherrschen könnten, schlug sie es ab; doch versprach sie, daß ihr Geist dereinst den Stamm leiten würde. Sie lebte in einer Höhle und mit zunehmendem Alter ließ sie sich seltener blicken, bis sie endlich gar nicht mehr erschien. Vor dem Kriege gegen ihr Volk durfte ich — es war dies eine große Auszeichnung — „Madjijie sehen“. Es war eine der spannendsten, theatralesten, um nicht zu sagen melodramatischen Szenen, die ich je gesehen habe.

Hypnotische Erscheinungen.

Es war bei Einbruch der Dunkelheit. Wir kamen zu einer primitiven Steineinfassung am Fuße eines hervorstehenden Felsens. Darunter befanden sich Höhlen von ungeahnter Größe. Davor standen zwei sonstige Altäre, auf denen Feuer brannten. Ich setzte mich mit beiden Führern weit vorne auf den Erdboden nieder; es waren noch viele andere Leute da. Sobald die Sonne untergegangen war, begannen drei Gruppen von Mädchen, die mit Asche weiß gepudert waren und seltsame Schleier aus Schilf trugen, zu den Klängen einer unheimlichen Trommel zu tanzen. Das Publikum begleitete diese Vorführung mit taktmäßigem Händeklatschen. Dies ging so fort, bis es stockdunkel war; indessen wurde mehr Holz auf die Feuer der Altäre geschüttet. Und immer härter wurde in mir das Gefühl, daß ich mesmerisiert werden sollte. Als

endlich der Mond aufging, wurde etwas in die Flammen geworfen, das einen dichten, wohlriechenden Rauch erzeugte. Das Licht des aufgehenden Mondes fiel auf diesen Rauch wie das der untergehenden Sonne auf Wolken fällt. Und nun schien der Rauch Gestalten anzunehmen, die wie Märchenjünger auslachen. Dann verschwanden alle diese Figuren und ich sah nichts als die linke Hand einer Frau. Ich dachte nach, was nun wohl kommen würde, als ein Trommelwirbel ertönte, auf den Totenstille folgte. Ich rüttelte mich aus meinem traumartigen Zustand auf und war nun ganz wach. Da sah ich, daß ich allein mit den beiden Männern war, die mich hergebracht hatten. Einer von diesen war ein berühmter Zauberer. Er schaute mich fest an und fragte mich, was ich gesehen habe.

Ich erwähnte nichts von meinem transeartigen Zustand und erwiderte nur: „Sehr viel Rauch.“

„Und sonst hast du nichts gesehen?“ drang er weiter in mich.

„Wirklich garnichts?“

Ich gestand nun, daß ich geträumt und im Traum die Hand einer Frau gesehen habe.

„Du bist gut“, sagte er, „aber nicht gut genug.“

Vielleicht meinte er, ich sei nicht ganz unwürdig, etwas von Madjijie zu sehen, aber noch nicht gut genug, um den vollen Anblick der Herrscherin zu verdienen. Ich verstand ihn nur halb.

Ich könnte schwören, daß ich diese Hand gesehen habe. Aber als vernünftiger Mensch muß ich mir sagen, daß ich da das Gefühl hatte, hypnotisiert zu werden. Was nun die Sage betrifft, so habe ich viel Zeit an ihre Erklärung gewendet und habe mir die Ereignisse folgendermaßen rekonstruiert. Bei einer Schiffskatastrophe war Madjijie (Madge X?) die einzige Überlebende. Sie muß nun die hungernden Eingeborenen zu ihrem Schiff gebracht haben, wo sie reichliche Vorräte fanden. Und da niemand zweihundert Jahre lang lebt, nehme ich an, daß jene, die nach der Nacht strebten, Madjijie heimlich begruben, um ihr dann die Unsterblichkeit anzubieten, während sie selbst die Stämme beherrschten, bis sie von anderen Vorfahren abgelöst wurden.

IV.

„Kapitän Wilson, bitte etwas mehr Bum-Bum!“, bat General Plumer liebenswürdig, indem er auf den kommandierenden Offizier zugapoptierte.

Schwere Gewitterwolken lagen über Bosstop. Wenn die Sonnenstrahlen ab und zu hindurchdrangen, beleuchteten sie jedem Buren den General wie eine Zielscheibe. Die Buren aber lagen schüchtern hinter den Hügel. Während er diesen Befehl noch aussprach, wurde ihm das Pferd unter dem Leibe weggeschossen, Augen von allen Seiten durchbohrten seinen Sattel. Aber das konnte seine ruhige Höflichkeit nicht beeinträchtigen.

General Plumer im Feuer.

Plumer war eine der ersten bedeutenden Persönlichkeiten, die ich in Afrika kennen lernte. Bei unserer ersten Begegnung, im Jahre 1899, hatte er eben ein Freikorps aufgestellt. Es war ein zusammengewürfeltes Korps und er mußte überall selbst zum Rechten sehen, — nur mit zwei oder drei Offizieren, die er mitgebracht hatte, einem ganz hervorragenden Feldwebel. Plumer bewährte sich von allem Anfang an. Niemals vergaß er sich den kleinsten Lugus, den er nicht mit seinem Stab und seiner Mannschaft teilen konnte. Er bewachte unter freiem Himmel und auf dem bloßen Erdboden, genau wie die Soldaten und war gegen jedermann gleich höflich. Im Kampf war er unerschütterlich ruhig und es schien ihm direkt Vergnügen zu bereiten, wenn auf ihn geschossen wurde.

Drei oder vier Tage nach Kriegsausbruch führte ich eine Patrouille über den Fluß ins Feindesland zu einem mir bekannten Bauernhofe. Die Bewohner waren geflohen, aber ich fand eine Menge Swaten, Schaufeln, Stricke und andere Gegenstände, die wir im Lager brauchten. Ich requirierte sie daher samt Geflügel für die Mes-nage und nahm sie mit. Aber ich zerstörte nichts und machte auch sonst keinen Schaden. Ich war sehr stolz auf meine Wähigung.

Wie Plumer „requirierte“.

Sobald mich Plumer mit meiner Beute sah, fragte er, was das sei. „Ich nahm nur, was ich brauchte“, erklärte ich. „Sie nehmen nur, was Sie brauchen?“, erwiderte er. „Das tut ein Dieb von Profession auch.“ Bei erster Gelegenheit werden Sie dem Eigentümer einen Schein über die Sachen zukommen lassen.“

Zwei Tage vor Weihnachten 1899 schickte er Bulala Taylor und mich auf eine wilde Expedition hinter die feindlichen Linien. Wir sollten achtzig Meilen hinter die Linien gehen und dort bleiben, bis man uns fand und hinauswarf. Der Plan mißlang, und als wir uns am Weihnachtstage hungrig und ermattet zurückschleppten, kam uns ein Kurier von Plumer entgegen und brachte uns nebst seinen Aufträgen eine Flasche Whisky und einen Weihnachtspudding.

Kann man so etwas je vergessen? Vierundzwanzig Jahre nach dem Kriege traf ich Feld-marshall Plumer in einer Gesellschaft bei Mrs. Noble in London. Das kleine Bulldog-Gesicht mit dem Einglas im Auge war unverkennbar und ich wünschte sehnlich, mich ihm vorstellen zu können. Aber es war nicht nötig. Plumer war das Einglas auf mich gerichtet. Er kam auf mich zu und ich merkte, daß er meine Kriegsmedaillen betrachtete. „Ja, Herr“, sagte ich, „Sie kennen mich, ich bin einer von Ihren alten Leuten.“

„Trenor“, rief er sofort, „natürlich kenne ich Sie!“ Mit Rücksicht darauf, daß der Weltkrieg dazwischen lag, erschien mir dies Erkennen wahrhaft wunderbar. (Fortsetzung folgt).

Ein Schwabenlied

Von Heinrich Petermann

Der Gärtner Franz Hierich, einst als Burche im Lieblichen Sulz am Neckar, seiner Heimat, tätig, aber durch widrige Schicksalschläge zum Ausreißer und Abenteurer geworden, hatte seine sieben Jahre mit wechselndem Glück in vielen Ländern der Erde, die aufzuzählen sich kaum lohnt, schlecht und recht durchgebracht, als ihn am Nachmittage seines dreißigsten Geburtstages, nachdem er schon nach dem Mittagsmahl begonnen hatte, Anführer von Briefen an die Lieben in der Heimat, die Mutter, die Geschwister, die Schulkameraden und sogar an Leni, die inzwischen den Dachbiedermeister von Sulz geheiratet hatte, zu schreiben, ein quälendes und nicht zu stillendes Weh überfiel, das er erst undeutlich, dann immer klarer als Heimweh deutete. Es schien ihm nur zu natürlich, daß dies kam: wie ein Kohlenarbeiter einmal vom Staubschluden und von schlechter Luft lungentranke, wie ein Uhrmacher kurzschichtig wird, so muß der Herumtreiber, soviel ihm die Häfen des nahen und fernen Ostens auch geboten haben mochten, einmal an Heimweh krank werden. Denn an den frühesten Abenden noch hatte Franz seinem Freunde, dem Hamburger Karl, gesagt: „Das ist gar lustig, aber das — ist nichts!“ Denn es war nichts, wenn man an die Heimat dachte. Karl lachte dann, Karl war anders. — Heute, an diesem zauberhaften Maien- tag, da die Lerchen schon früh aufstiegen und über der türkisblauen See hinjagten, gestand Franz sich ein, daß er Karl verlassen müsse. Und dieses ganze Leben über- haupt.

Viel hatte er nicht erspart. Zuerst war es gut gegan- gen. In den ersten Jahren hatte er hübsch gelebt. Es war ihm gelungen, Tellerabwäscher in Kairo zu werden, Küchenjunge ebendort, Kellner in Alexandria. Das war der Aufstieg gewesen. Dann ging es bergab. Er arbeitete als Zimmermann, ließ sich als Matrose auf griechischen Küstenschiffen anheuern, kam nach Smyrna und wieder zurück ans Ägäische Meer. Mit Karl, den er in Kon- stantinopel kennen lernte, machte er eine Tischnerei auf. Schließlich verboten neue Geleise solche ehrliche leibhafte Tätigkeit. Nun kamen sie auf ermüdenden Landstraßen quer über den Balkan zu Fuß bis Belgrad. Was Karl hier wollte, fragte Franz. „Und du?“ fragte Karl zurück. „Nachhause!“ Karl lachte. Er würde schon etwas finden, und sei es nur, daß er „an Bord“ jener Holzflöße ginge, die donauabwärts trieben.

Am nächsten Morgen nahm Franz Abschied, mit kar- gen, wenigen Worten, aber doch stehend, wie einer, der ein schlechtes Gewissen hat. Karl sagte wenig. Franz hatte einen Dampfer gefunden, der stromauf schleppte. Der Kapitän, ein Ungar, war bereit, ihn mitzunehmen. Als der Schlepper mit hallenden Signalen die Abfahrt verkündete, bewegte Karl, der bis dahin böse blickend am Ufer gestanden hatte, sich bis zum Wasser und rief, mit selbstsam bedeckter Stimme, dem Abfahrenden zu. „Na, viel Glück denn!“ Franz war tief bewegt.

In Budapest, der glitzernden Stadt, die aus dem Nachdunkel dem müde gewordenen Schlepper entgegen- grüßte, mußte Franz hinaus und in einem Matrosen- heim Unterkunft erbitten. Er schlief schlecht. Jetzt, da er

allein war, da er Karls derbes, herzhaftes Gebrumm nicht mehr hörte, fragte die Sehnsucht tiefer. Er wollte schnell heim. Aber wie? Das Geld war knapp. Auf dem Konjunktat sagte man ihm, er müsse zwei Tage warten und bleiben, bis seine Papiere geprüft seien. Man gab ihm Geld, grade genug, daß er auskam.

Er durchschlenderte die Stadt. Ihre Schönheit machte ihn froh. Er sah stundenlang am Korso und starrte zur Burg und zu den Bergen hinauf. Am zweiten Tag, einem

daß er wie festgewurzelt stehen blieb, den Mund aufge- rissen, wie ein Kind, und er überhörte fast, daß eines der Mädchen, deren Haar am hellsten war, ihm lachend zu- rief: „Bist aber 'n Dummer!“ Alle lachten nun und Franz zog sich beschämt zurück.

Er war aber kaum fünf Schritte gegangen, da kam ihm zu Bewußtsein, daß die Flachsblonde ihm diese tadelnden Worte deutsch zugerufen hatte. Wahrhaftig, fast in der singenden Sprache seiner Heimat. Er wandte sich sofort um, eilte auf das Mädchen zu und fragte, da- bei errötend: „Hast du das deutsch gesagt?“ „Nein, chne- sisch“, lachte die Blonde. Aber jetzt lachte Franz auch: „Ach, freue mich ja!“ rief er jubelnd aus, „ich bin näm- lich der Franz aus Sulz, vom Gärtner Hierich der Sohn.“

Aber das machte keinen Eindruck. Hierich und Sulz, das kannten die Mädchen nicht. Etwas hochmütig und abweisend gab die Blonde zurück: „Und wir sind Schwa-“

Berge milde anstiegen. In einer Talsenke vor ihm lag ein Dorf. Weiß leuchteten die Häuser in die ungetrübte Bläue des Frühlingstages hinein. Franz ging auf das Dorf zu. Je näher er kam, desto mehr schwand ihm die Erwartung, etwas Neues, Anderes, etwas Vertrautes dort zu finden. Sauber lag das Dorf da, wie alle un- garischen Dörfer sind, zu beiden Seiten der breiten Häu- ser Gehöfte mit ihren Gärten, die jetzt in der Blütezeit frohgemut leuchteten. Um die grellweißen Mauern, die das Licht auffogten, war an einer Schnur eine Reihe grellgelb leuchtender Maiskolben aufgezogen, die hier getrocknet wurden. Ein ungarisches Dorf also. Hier wohnte vielleicht die Flachsblonde, der er begegnet war? Er dachte an sie. Ihr helles Haar, ihr leuchtendes Auge, diese süße Stimme, welche die vertraute Melodie der heu- matlichen Sprache sang... Wenn er ihr doch hier be- gegnete!

In diesem Augenblick schlug ein Laut an sein Ohr, eine kräftige, volle Frauenstimme rief aus einem der weißen Häuser: „Leni!“ Franz erschraf. Leni, seine ein- zige Geliebte! Hier sollte er ihren Namen hören. Und als die Gerufene aus einem Stall hervorkam, die Arme gekürzt, ein kräftiges, drahtes, rotbäugiges Ding, dem die Lebenstätigkeit aus den Augen lachte, als sie daher- eilte mit behenden, aber keineswegs übereilten Schrit- ten, als sie dann mit kernigem Kehrlaut einer volltönen- den Stimme zurückrief: „Bin schon da!“ — da glaubte Franz, der Zauber der Gata Morgana habe nun seinen Höhepunkt erreicht. Genug des Spuks! Er wollte die Wirklichkeit sehen.

Also trat er ein. Ja, er ging in das Haus, seinen Hut brav in der Hand, und, vor Verlegenheit hapselnd, brachte er hervor: „Grüß euch Gott miteinander!“ Das wirkte gut. Denn die Anwesenden, der Bauer, die Bäuerin und Leni, die Tochter, sagten es ihm zurück: „Grüß dich Gott!“ Sie luden ihn zum Sitzen ein und fragten, woher er käme. „Aus dem Schwäbischen“, sagte Franz stolz. Da schlug der Bauer, ein kräftiger Fünf- ziger mit kräftigen Zügen, die Faust auf den Schenkel: „Ein Schwabe! Da hol mir den besten Wein herauf. Ein Bruder ist gekommen!“ — Das hatte nun für Franz noch keinen rechten Sinn. Aber als der süßliche, süße Wein kam, erfuhr er, daß hier in diesem Dorfe Schwaben wohnten, seit Jahrhunderten schon. Sie trugen die Tracht der Ahnen, die schwarzen Kniehosen zum Sonntagsrod, die Mädchen die bunten, weisfallenden Röcke, sie sangen die alten Lieder und beteten mit ihren alten Gefängen. Und wie zum Beweise dessen hub jetzt, da es Sonntag war, in der nahen Kirche der deutsche Gesang der Ge- meinde an. Der Bauer führte Franz in die Dorfkirche. Der Pfarrer predigte in der Sprache der Heimat. Franz fühlte sein Herz schlagen.

Das Ende dieser nicht alltäglichen Begebenheit ist sehr alltäglich: Leni nahm Franz zum Manne. Franz blieb im Schwabendorf, weit, weit von Sulz am Neckar, wo er geboren war, und doch in seiner Heimat. Er wurde lehrhaft, er übernahm den Hof und wurde wieder, was er gewesen war: ein Schwabe im Schwabenland.

Du sollst kämpfen! Mit uns — fürs Volk!

„Dieser Flegel, ein Offizier noch dazu, weißt du, was er zu mir gelangt hat? Er beugte sich zu mir und flüsterte so ironisch als möglich: „Du bist aber eingebildet!“ Denk dir! Auf finnisch! Unerbört!“ (Uebersetzung aus dem Finnischen von Karin Reih.)

Ausgrabungen auf dem Berge Karmel.

Im Gebiet des Berges Karmel fand gegenwärtig drei bedeutende Forschungs-Expeditionen an der Arbeit. Die eine, die von der Universität Chicago ausgerüstet wurde, hat südlich der salomonischen Stadt Megiddo wich- tige Ausgrabungen vorgenommen. Diese Festung be- herrschte ehemals die ganze Ebene von Esdralon und beherrschte die südöstlichen Hänge des Berges Karmel. Auf der Westseite haben Ausgrabungen unter der Leitung der Engländerin Dorothy Garrod zur Entdeckung sehr alter Siedelungen geführt. Weitere prähistorische Funde wurden in einer außergewöhnlichen Tiefe entdeckt, nämlich einige vierzig Fuß unter dem Felsboden. Die hier auf- gefundenen Waffen, Schießbögen, Feuerzeuge und Tier- knochen sind an sich wertlos, interessant sind sie lediglich wegen ihrer Abweichung von den europäischen Funden. Hier weilen von den Höhlen entfernt, wo die englische Ex- pedition arbeitet, hat eine Expedition des Altertums- departements von Palästina unter Führung eines Gelehr- ten aus Cambridge gleichfalls bedeutungsvolle Funde zutage gebracht, und zwar an der Südflanke von Atlit, der großen Zentralfestung der Tempelritter. Diese Fest- ung war im halbmittelalterlichen Baustil des Tempelordens erbaut, mit riesigen Hallen, einer Kirche im ursprüng- lichen Stil und einer zweiten im gotischen Stil, die aus dem 12. Jahrhundert stammt. Diese letztere wurde im vorigen Jahr ausgegraben. Gegenwärtig hat man mit der Ausgrabung des Kirchhofs beschäftigt, der im Osten der Festung liegt. Hier liegen 6—800 Tempelritter be- graben, die im Kampf für das Heilige Land ihr Leben hingaben. Die Grabsteine wurden meist 12—18 Zoll unter der Erdoberfläche liegend gefunden. Infolgedessen gestaltete sich die Ausgrabungsarbeit sehr leicht, und es war möglich, im Laufe des Sommers den ganzen Kirch- hof in seinem ursprünglichen Zustand freizulegen. Es steht zu erwarten, daß das Altertumsdepartement von Palästina sehr interessante Einzelheiten über diese alter- tümliche Begräbnisstätte der Tempelritter aus dem Feldenschatz des Richard Löwenherz veröffentlicht.

Heitere Welt.

„Mein Dadel ist ein schlaues Tier.“ erzählt Förster Huber. „Neulich hatte ich meinen Hut zu Hause gelassen. Da ich das sonst nie tue, was meinen Sie wohl, was mein kleiner Dadel macht? Er kommt plötzlich hinter mir her gelaufen, den Hut in der Schnauze.“ „Das ist noch gar nichts.“ entgegnet Förster Pfahl- hams. „Neulich hatte ich vergessen, meinem Dadel das Futter zu geben. Was macht mein Waldmann? Er rennt in den Garten hinaus und kommt mit ein paar Blumen in der Schnauze wieder zurück.“ „?“ „Ja, auf die Blumen kam es eben an, er hatte Vergiß- meinnicht in der Schnauze.“



Der Eckenheiser.

„Ich habe meine Stelle gewechselt.“ „Was hast du denn für eine?“ „Bis-a-vis von der Omnibushaltestelle.“

Ein Liebhaber in Nöten

Von Tito Colliander

Man sah dem alten Kapitän wohl an, daß er in seiner Jugend ein großer Schelm gewesen war. Schon ehe er anlang, etwas zu erzählen, blühte es in seinen Augen auf, und der gestutzte Schnurrbart über der Lippe zitterte. Ein kleines, anhaltendes Lachen schüttelte ihn dann innerlich.

„Es ist so eine Sache, seine Frau an Bord zu haben, wenn man einen Passagierdampfer führt.“ begann er einmal eine seiner unzähligen Geschichten. „Ist sie dazu jung und hübsch, wie meine Frau es vor einer ganzen Anzahl Jahren war, und ist man noch dazu etwas eifersüchtig veranlagt, dann ist es nicht so einfach, seine Frau und den Dampfer auf einmal zu hüten! Sie will ja nicht dauernd auf der Kommandobrücke stehen, sie will Gesell- schaft haben, sich mit den Passagieren unterhalten... Und manchmal kommt es vor, daß sich unter denen ein junger Offizier befindet, oder ein Entdeckungsfreudiger oder sonst ein Kerl, der Frauenherzen anzieht.“

Es geschah einmal, als ich zwischen Helsingfors und Kopenhagen fuhr — wie gesagt, vor vielen Jahren —, daß ich meine Frau, mit der ich kaum ein halbes Jahr verheiratet war, mitnahm. Oh, war ich verliebt. Und so eifersüchtig!

Auf dieser Reise bemerkte ich, daß ein junger, hübscher russischer Gardeoffizier meiner Frau schmachtende Blicke zuwarf, wenn sie über das Promenadendeck ging. Ich sah es, aber ich sagte nichts. Ich machte auch meiner Frau gegenüber keinerlei Bemerkungen, als sie zu mir auf die Kommandobrücke kam. Und so wurde es Abend.

Groß und gelb, wie eine Meise, schimmerte der Mond am Horizont und bildete eine Brücke über das Wasser, direkt zum Schiff, eine solche Brücke, auf der alle ver- liebten Menschen so gerne gehen. Und Amor ist mächtig auf einem Passagierdampfer Ende Juli!

Ich hatte meine Korrespondenz und andere wichtige Dinge in meiner Navigationsbütte erledigt, und nun suchte ich meine Frau. Hinten am Achterdeck sah ich ihre Silhouette, sie sah zurückgelehnt in einem Liegestuhl, und ich freute mich, als ich sah, wie schön sie war. Aber ebenso häufig verging die Freude. Nicht neben ihr sah der junge Offizier, sah und drehte an seinem Schnurrbart und sogar dort, wo ich stand, konnte ich sehen, wie er sie mit den Augen verfolgte.

Und nun — nun beugte er sich vor, sagte etwas. Meine Frau wandte den Kopf, lachte, ihre Schultern hoben und senkten sich, und sie machte eine einfache Handbewegung. „Ich verstehe nicht“, schrien sie zu sagen. Die Uniform des

Offiziers blinkte, er beugte sich noch mehr vor, war dicht neben ihr, und seine Arme bewegten sich. Er sprach: „Aber meine Frau schüttelte den Kopf — und lachte ge- heimlich.“

Nun muß das aber ein Ende haben, dachte ich und ging langsam auf das Paar zu. Aber ich hatte noch nicht viele Schritte gemacht, als ich sah, wie der Offizier auf- stand und mit verwirrten, wie suchenden Blicken sich um- sah. Sein Blick fiel auf mich, der ich im Schatten da stand, und mit entschlossenen Bewegungen kam er hastig auf mich zu. Man sah ihm an, daß er ganz aufgeregt war.

„Ach, das ist ja der Herr Kapitän! Herr Kapitän!“ flüsterte er dann in seiner Muttersprache, „verstehen Sie mich? Oder Französisch — oder Englisch?“

„Ja“, sagte ich, „oui, yes.“

„Herrlich“, sagte er. „Sie müssen mir helfen. Sehen Sie die entzückende Frau da hinten? Sehen Sie ihre Augen, ihr Haar, ihr — also — Sie begreifen — ich bin schrecklich verliebt. Aber Sie verstehen nicht die Sprachen, die ich spreche, und ich kann ihre Sprache nicht. Entschuldigen Sie das nicht, ja?“

„Großes Pech“, antwortete ich.

Er wurde fröhlicher. „Also — Sie verstehen mich — Sie allein können mir helfen.“ Er war sehr aufgeregt.

„So“, sagte ich, „und womit kann ich Ihnen dienen?“

„Ach, ich will ihr nur sagen — daß ich — sie liebe!“

In der Sprache, die ihr die liebste ist. Verstehen Sie mich?“

Ich nickte, schwieg eine Weile und sagte dann: „Wenn ich mich recht erinnere, steht in der Passagierliste, daß Sie Finnin ist. Also müßten Sie es ihr auf finnisch sagen, ja?“

„Ja, ja! Und Sie können finnisch?“

„Gewiß. Hören Sie gut zu. Gehen Sie zu ihr, flüstern Sie ihr ins Ohr: — ich lagte ein paar Worte — „das bedeutet, ich liebe dich. Wiederholen Sie also.“

Gehorsam, mit steigendem Eifer, wiederholte er die Worte, die ich ihm vorsprach. So lange, bis er sie konnte. Dann drückte er mir die Hand und ging zu meiner Frau zurück, die noch immer im Liegestuhl lag. Aber ich ging in meine Kabine.

Und wie ich geahnt hatte, brauchte ich nicht lange zu warten. Es vergingen keine zwei Minuten bis meine Frau kam — sie warf die Tür hinter sich ins Schloß und sagte erregt:

„Denk dir, wie unverkündet — dieser Affe, dieser — dieser —“

„Was ist denn los?“ fragte ich sehr erstaunt.

Wie Zündhölzer entstehen

Ein Besuch in einer Streichholzfabrik

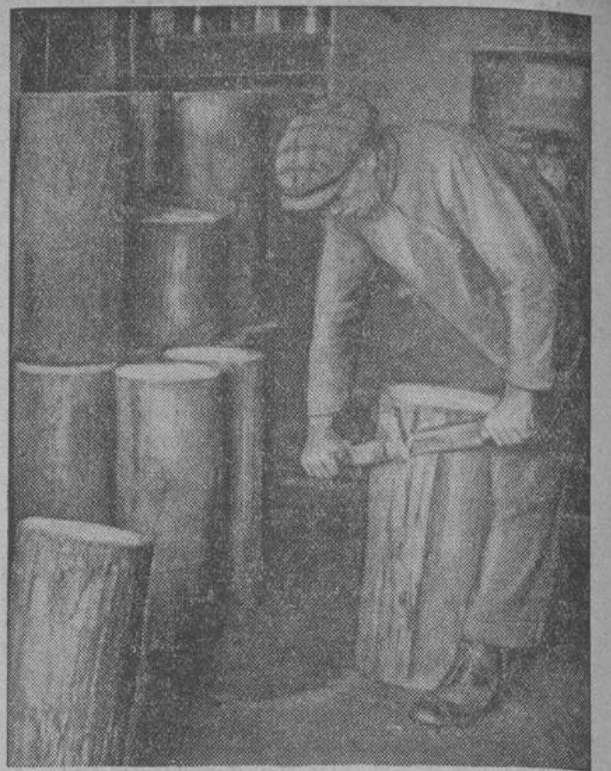
Eigentlich ist die Geschichte des Streich- oder Zündhölzchens noch gar nicht so alt. Kaum mehr als hundert Jahre kennt man die unscheinbaren Hölzchen, die heute aus unseren täglichen Gebrauchsgegenständen gar nicht mehr wegzudenken sind.

Im Jahre 1833 kamen die ersten Zündhölzer unter dem Namen Congreuefche Streichhölzer in den Handel. Man entzündete sie, indem man sie zwischen

nen Zündhölzchens auf ein halbes Gramm, so ergibt sich pro Tag die stattliche Menge von 150 Tonnen Holz, die in diesen, man könnte sagen, homöopathischen Dosen verbrannt wird. Aneinandergereiht ergeben diese drei Milliarden Zündhölzer eine Strede von 150.000 Kilometern, das heißt, man könnte den ganzen Äquator fast viermal mit den Streichhölzern belegen, die die Menschen auf der Erde an einem einzigen Tage verrichten.

ten. Aus der jüngsten Vergangenheit des Zündhölzchens ist wohl die Tätigkeit des schwedischen Zündhölzönigs Svob Kreuger noch in aller Erinnerung. Gestützt auf seine schwedischen Fabriken, die als die größten Zündhölzfabriken der Welt gelten, war es Kreuger um nicht mehr oder weniger zu tun, als für die meisten europäischen Staaten ein Zündholzmonopol aufzustellen, das ihm, wenn es zustande gekommen wäre, ungezählte Millionen eingebracht hätte. Man erinnert sich auch noch gut an seine Aufregung, als damals die Notiz durch die Presse ging, daß ein Wiener Erfinder das sogenannte „Ewige Streichholz“ erfunden haben wollte. Es wurde berichtet, daß der Zündhölzönig mit riesigen Summen diese angebliche Erfindung aufkaufen wollte, die ihm ja seine ganzen Pläne hätte zunichte machen können. Solange aber täglich noch 150 Tonnen Holz in Form von Zündhölzern verbraucht werden, wird diese Industrie nie ihre große Bedeutung verlieren sondern eher noch zunehmen, daß sich der Verbrauch noch mehr steigert.

Die Herstellung der Zündhölzer ist heute vollkommen maschinell. Das Zentrum der deutschen Zündholzfabrikation ist Schlefien. Besonders in dem waldreichen Glatzer Gebirge findet man Zündholzfabriken



Die Holzklötze werden von ihrer Rinde befreit

Zündmasse getunkt, bekommen dabei den Kopf, laufen in einigen Sekunden durch die ganze Maschine und kommen am Ende fertig und getrocknet heraus. Zum Schluß füllt eine Maschine die fertigen Hölzer selbsttätig in Schachteln, die dann ihren Weg in die Welt antreten.

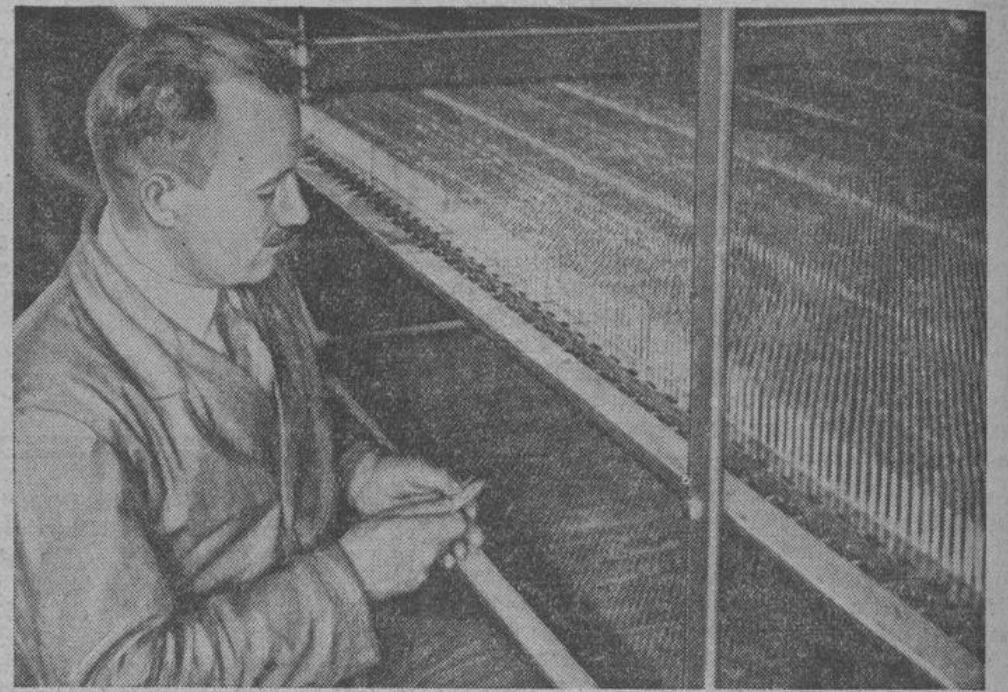


Das Holzlager

zwei mit den Fingern zusammengedrückten Sandpapierblättern hindurchzog. Die Hölzchen waren damals durchaus nicht so ungefährlich, denn die Mischung der Zündmasse explodierte häufig. Kurios mutet es deshalb heute an, daß die ersten Streichhölzer in zahlreichen deutschen Staaten verboten wurden. Erst im Jahre 1848 erfindet Professor Voeltger in Frankfurt a. M. die sogenannten Sicherheitszündhölzer, die bald darauf ihren Siegeszug durch die ganze Welt antreten konnten. Man errechnet heute den täglichen Bedarf an Zündhölzern auf der ganzen Welt mit etwa drei Milliarden Stück. Berechnet man dabei das Gewicht eines einzel-

Nachdem sich die Zündhölzer trotz der zahlreichen Verbote in der ersten Zeit von Jahr zu Jahr mehr durchsetzen und sehr bald zu einem unentbehrlichen Gebrauchsgegenstand geworden waren, kamen eine ganze Reihe von Staaten dahinter, daß aus der Zündholzfabrikation und aus dem Zündholzvertrieb ganz ansehnliche Steuern herauszuwirtschaften waren. Zahlreiche Länder, an der Spitze Frankreich und Rußland gingen dazu über, die Zündholzfabrikation mit einer empfindlichen Verbrauchssteuer oder aber ganz mit einem Staatsmonopol zu belegen. Seit dem Jahre 1890 gab es in Frankreich nur noch fünf Staatsfabriken, die Zündhölzer herstellen durf-

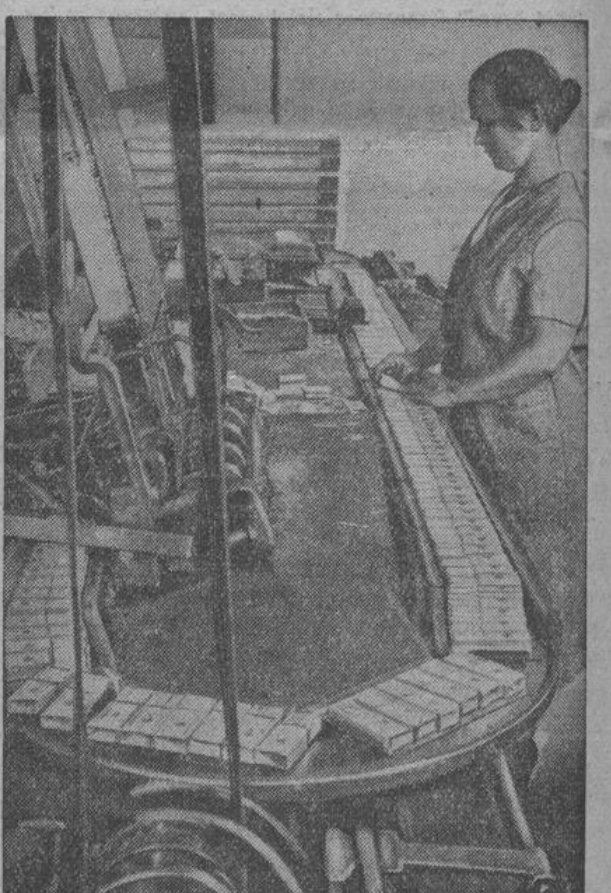
Wie Zinnsoldaten stehen die Streichhölzer auf dem laufenden Band. Sie werden jetzt durch die Tunkmaschine geschickt, wo sie ihre Zündmasse erhalten



Links: In der Schälmaschine werden die Rohklötzer in etwa 3/4 Meter lange Bänder aufgeschnitten, die genau so dick sind wie das Streichholz. — Rechts: Aus den dünnen Holzbändern werden die Streichhölzer gestanzt

mit außerordentlich hoher Tagesproduktion. Die Leistungsfähigkeit dieser Fabriken stellen an einem Arbeitstage nicht weniger als 40 Millionen Hölzchen fertig. Diese Ziffer bleibt hinter der Produktion der größten schwedischen Fabriken nicht wesentlich zurück.

Als Rohmaterial für die Hölzchen dient hauptsächlich Eichen-, Kappels- und Fichtenholz. Die langen Baumstämme werden zunächst in 40 bis 60 Zentimeter lange Klötzer zersägt, die dann sorgfältig von der Rinde befreit werden. Diese Klötze kommen dann in die sogenannte Schälmaschine, die den dünnen Holzstöß in Streichholzdicke Bänder aufrollt. Jedes dieser Bänder wird etwa dreieinhalb Meter lang gehalten und in Teile gespalten, die die Länge von zehn bis zwölf Streichhölzern haben. In der Abschlusmaschine werden aus diesen dünnen Holzstößen die Streichhölzer herausgeschlagen. Nach dem Trocknen kommen die kleinen Hölzer in die Ordnungsmaschine und von da aus in die Einlegmaschine. Diese beiden Maschinen arbeiten mit ganz erstaunlicher Präzision. Sie geht so weit, daß jedes Streichholz, das nicht genau die vorgeschriebene Länge hat, automatisch sofort ausgeschieden wird. Das ist um so wichtiger, als ein zu kurzes Holz beim Laufen durch die Einlegmaschine ja doch nicht bis in die dickflüssige Zündmasse reichen würde und dadurch keinen „Kopf“ bekäme. Auf der komplizierten Einlegmaschine sind die Streichhölzer in parallelaufende Reihen gespannt. Die Breite des Bandes beträgt etwa zwei Meter und seine gesamte Länge etwa 70 Meter. Zwei Millionen Streichhölzer laufen in einem Arbeitsgang durch diese Maschine, werden in die dickflüssige



Eine Frau kontrolliert die Maschine, die selbsttätig die Schachteln füllt

Nähbabetten

Von Nikolaus Schwarzkopf

Der Schneider ward genannt der Langbart. Er war der dickste Mann im Dorf und bediente sich des kleinsten Werkzeugs. Eine Stahlbrille trug er auf der Nasenpitze, und wenn er mit jemand sprach, so guckte er über die Gläser weg, um die Gläser nicht zu rasch abzubrauchen. Er sah tagaus, tagein mit untergeschlagenen Beinen wie ein östlicher Gott am Fenster, und wenn er herauskautete, stand sein schwerer Kopf auf den beiden hellen Augen wie auf zwei Beinen.

Ich will aber nicht vom Schneider erzählen, sondern von der Schneiderin, weil meine Mutter die Schneiderin war. Sie ward genannt das Nähbabetten. Hätte auch sie sich mit untergeschlagenen Beinen auf einen breiten Tisch gehockt, wäre ihre linke Hüfte vielleicht nicht so früh herausgebrochen und vielleicht überhaupt nicht. Aber wer weiß: diese Hüfte kammt vielleicht gar schon aus der Zeit, da sie mich unterm Herzen trug, denn ich bin ein schwerer Junge gewesen und will auch heute noch stürmisch wie mit Pferdetränen zum Licht.

Meine Mutter sah neben dem Fenster, vor dem die langen Holzreihen der Häner sich hinzogen, und sie rutschte der Sonne nach, wo die Sonne auch hin schien. So sah sie bald am Fenster, bald am einen, bald am anderen, bald mitten in der Stube, bald auf der Schwelle zwischen Stube und Kammer. Am liebsten hatte sie die

Sonne wie ein Monstranzstück auf dem schmalen Rücken liegen. Aber sie sah auch gebückt über dem modischen Land des Tages, wenn Ihre Majestät, die Sonne, schon behaglich in unbekannten Federbetten schlief, und manchmal sah sie noch gebückt, wenn dieselbe Sonne schon wieder ausgerückt wie ein strahlendes Kind meine Mutter von hinten her unter dem zusammengeknäuelten Haar kitzelte. Jedoch davon zu reden, ziemt sich heute nicht, wenn auch der Mund warm ist.

Klein war. Die Schnittmuster, wahre Irgärten, die mit Mutter, die Kleiderstoffe zu schneiden, wenn der Tisch zu klein war. Die Schnittmuster, wahre Irgärten, die mit einem Fadenknäuel nicht zu entwirren waren und auch nicht mit den Brotkrümmen des Märchens, hatten kaum Platz auf dem tiefen Boden, und meine Mutter rutschte mit ihnen umher, ihre schwingenden Bahnen zu entwirren. Vorzüglich waren diese Reusenbogen, unsere Drachen aus ihnen zu schneiden. Die Schere rutschte mit, die Reißfäden halfen entwirren, Stednadeln pflanzten sich an die Knotenpunkte, und nebedran stand Annebadendel, die Kleiderpuppe aus spanischem Rohr, und sah, obgleich sie keinen Kopf hatte, auf meine Mutter her nieder. Qualvoll war's, wenn ein junges Menschenkind, ein aufblühendes Leben, den Körper meiner Mutter darbot, meiner krummen Mutter, daß sie ihn fürzlich bekleide.

Die Schneiderin hat ein so winziges Werkzeug, aber mit der Nadel wurden schon große Vermögen zusammengeklüffelt, wurden schon Menschen verwundet und getötet. Mit Nadelstichen wurden schon Königreiche erobert, und meine Mutter hat sich mit Nadelstichen den Himmel gesichert. Ich glaube an diesen Himmel. Meine Mutter hatte auch eine Nähmaschine. Diese hat über vierzig Jahre lang meiner Mutter geholfen und steht heute bei mir in guter Gut. Sie hat noch keinen Rißlauf, noch kein Rundschiffchen, man kann sie nicht versenken, man kann mit ihr nicht stopfen. Aber sie hat noch einen Griff am Schwungrad. Man schlägt einen kurzen, biden Bolzen zwischen die Speichen und kann den Treibriemen, der die Kraft vom Fußtritt heraufholt, abstellen. Stundenlang hab ich da gedreht und mit meiner Mutter geschwätzt über Dinge, die ich heute nicht mehr verstehe, z. B. warum die Engel nicht goldene Flügel haben, sondern Flügel wie ein Papagei? Noch nie hab ich die Geheimnisse einer Maschine ergründen wollen, aber die Schliche dieser Maschine kenne ich ganz genau. Wie der Faden des Schiffchens mit dem fichtbaren Faden der oberen Rolle ineinander greift, um mit erstaunlicher Geschwindigkeit die Arbeit der Hand zu ersetzen, das ist, mit dem Verstand eines Schneiders gesehen, der Stein der Weisen. Keine Maschine kann ich heute bestaunen, keine Lokomotive, keine Notationsmaschine, ohne daß ich jenes einfache Hebelwerk zum Vergleich neben mir habe: sie ist mir das Maß all dieser Dinge. Manchmal muß ich ja über meine sonderbaren Maßstäbe lächeln, denn meine Mutter war mir lange Zeit das Maß aller Frauen und

ist's nicht geblieben; und wenn meine alten Maßstäbe gebieterisch in mir aufbegehren, hängt wie eine priesterliche Stola das schmale Metermaß meiner Mutter vor meinen Augen und verführt mich aus einer Enttäuschung in die andere. Das Schneidermaß — und wenn auch der liebe Gott selber es als erstes benutzte, da er den Menschen Schürzen machte — das Schneidermaß ist nicht das Normalmaß der Welt, nein, nein!

O, wenn ich an einer großen Dame seine Kleider sehe, seh ich neben der Dame jenes Mädchen stehen, seh ich unter der Dame jenes Nähmädchen hocken, das ängstlich aufschaut: hab ich meine Sache gut gemacht? Werden Sie, gnädige Frau, auch wieder zu mir kommen, wenn Sie ein neues Kleid brauchen? Werden Sie mich in Ihrer Bekanntschaft empfehlen? Wenn ich in Domen, Museen und Schlössern weltliche oder geistliche Prunkgewänder sehe,ragt aus den Spitzen eines Halsauschnitts plötzlich ein bleiches Mädchen Gesicht mir entgegen, das diese Spitzen gekloppt, aus dem Brotat eine durchdringende Hand, eine durchgeistigte Hand, die jene Goldfäden gesponnen, regen sich in der bunten Seide zwei warme Augen, die an dieser Seide erblindeten, Finger seh ich unter der Krümmung starr werden, Lungen hör ich röcheln unter dem aufgestrichen Gold, und das Gold knistert wie elektrische Funken. Oft seh ich auch hervorgehobene Hüften von Königinnen, die gleich meiner Mutter ihre Kinder unterm Herzen getragen, schwere Zungen vielstach, und ich kann mir nicht helfen. So muß ich mir ein gut Teil der Schönheit dieser Welt vergällen lassen, und immer wieder drängt sich die Mutter ein, mir das Maß aller Dinge zu bleiben, und es ist gut so.

WOCHENEND

Siegen, das Herz des Siegerlandes

Selten und Weniges nur ist über Siegen und das Siegerland geschrieben worden und wenn schon, dann war es nur für einen kleinen Kreis heimattreuer und heimatliebender Menschen.

Dah dieses uralte Erzland in dem reizvollen Siegtal die Wiege der deutschen Eisenindustrie ist, mag auch nur



Das untere Schloß, heute Landgericht.

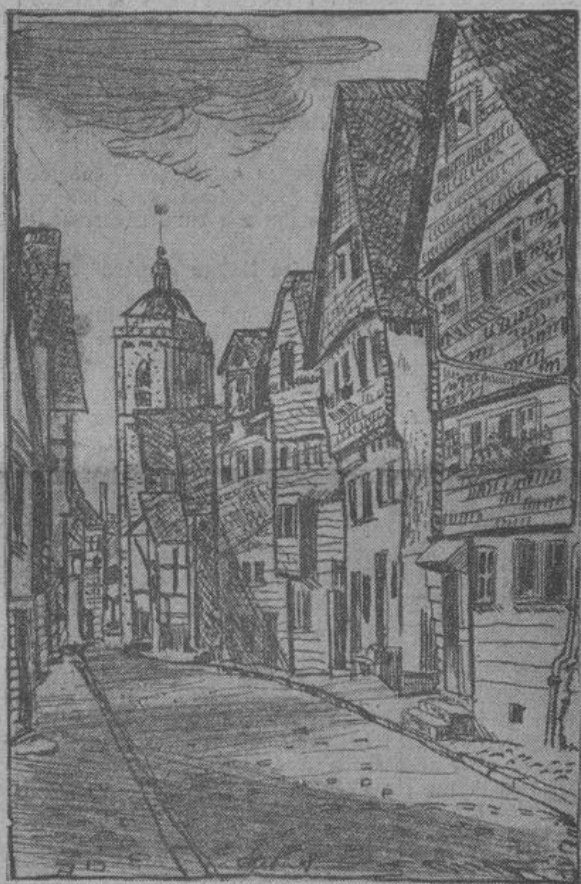
wenigen bekannt sein. Lange Jahre stand es in Gefahr, ein großes Museum mit reichhaltiger aber toter Vergangenheit zu werden. Und die vielen Ruinen und Grabfriedhöfe, die in den Orten talauf und talab liegen, sind Denkmäler der wirtschaftlichen Not, die auf dem Siegerland lastete. Heute aber geht es wieder bergauf, der Name Siegerland hat wieder Klang bekommen, seitdem uns die Minetteerze in Lothringen verloren gingen. Die Räder in den hohen Fördertürmen fingen wieder das Lied der Arbeit, rastlos jagen wieder die Körbe auf und nieder, um die wertvollen Schätze dem Boden zu entreißen.

Inmitten dieses Industriegebietes liegt das Herz des nicht allzu großen Landes — Siegen. Im südlichsten Westfalen, in einer hügelreichen Landschaft liegt die alte Erzstadt. Einer mehr als tausendjährigen Geschichte kann sie sich rühmen, und es ist interessant in den alten Chroniken zu blättern, die soviel zu erzählen wissen von den Geschehnissen der Zeit, von Leid und Freud der Bürger.

Ueber die ersten Siedlungsanfänge der Stadt läßt sich nichts Genaues berichten. Dort, wo sich die Sieg mit dem Weibach vereinigte, haben sich wohl wandernde Germanen niedergelassen, da ihnen dieser Ort ein hinreichendes Auskommen bot. Da standen ihnen riesige Wälder zur Jagd zur Verfügung, da waren fischreiche Weiher und das Gelände war zur Verteidigung wie geschaffen. Die älteste Urkunde, in der Siegen zum ersten Male erwähnt wird, stammt aus den Jahren 1079 bis 1080. Und zwar handelt es sich um einen Brief des Papstes Gregor VIII. an die Hessen und um eine Schenkung von zwei Brüdern an die Abtei Deutz bei Köln. Von der Stadt Siegen ist in diesen beiden Urkunden allerdings noch nicht die Rede. Die Erhebung zur Stadt läßt sich mit Sicherheit vielmehr in das Jahr 1224 legen. Die Urkunde ist noch erhalten und wie alle Schriftstücke der damaligen Zeit in lateinischer Sprache gehalten. Wegen ihrer Wichtigkeit soll sie hier in der Uebersetzung folgen. Sie lautet: „Im Namen der heiligen und ungeteilten

Dreifaltigkeit, Engelbert von Gottes Gnaden der heiligen Kölner Kirche Erzbischof, den gesamten Christgläubigen zum immerwährenden Gedächtnis. Es wisse die Gesamtheit derer, zu welchen das gegenwärtige Blatt durchbringt, daß der Nassauer Graf die Hälfte des von neuem errichteten Fledens Siegen in Münze, Zoll und allem Recht, was er daran hat, uns und der Kirche des seligen Petrus in Köln frei und vollständig übergeben hat, unter der Zusage, daß keiner von uns beiden irgend einen Bürger oder Burgmann ohne Zustimmung und Willen des andern in dem erwähnten Fleden auslegen wird. Und damit diese Abmachungen aufrecht und unzerstört bleiben, haben wir es für gut gehalten, das gegenwärtige Blatt sowohl durch uneigenes Siegel als das des Grafen zu befestigen. Verhandelt sind diese Dinge in Köln im Jahre der Gnade 1224.“

Siegen stand also unter der Doppelherrschaft der Kölner Erzbischöfe und der Grafen von Nassau. Auf die Entwicklung der Stadt wirkte sich das sehr günstig aus, sodaß Siegen im 13. Jahrhundert bereits große Bedeutung besaß, wozu ihr allerdings nicht zum wenigsten die frühe Entwicklung der Industrie verhalf. Die Spuren der Eisenindustrie reichen bis ins graue Altertum zurück. Das Erz trat an vielen Stellen offen zutage



Alte Gasse.

und man schmolz es in primitiven Schmelzöfen aus Steinen. Zur Feuerung dienten das Holz der riesigen Wälder des Siegerlandes. Man kann es deshalb nicht als Zufall bezeichnen, wenn die Sage Wieland den Schmied in den Wäldern des Siegerlandes leben läßt, oder daß eine Lanze Karls des Großen, die in Wien gegossen wird, aus bestem Siegerländer Eisen gefertigt sein soll. Also damals schon genos das Siegerländer Eisen Weltruf.

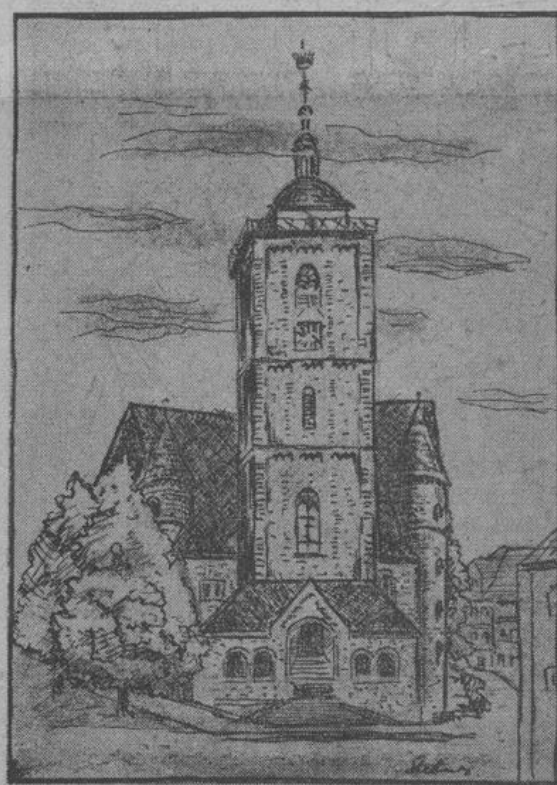
Noch heute verraten die beiden Schlösser der Nassau-Drainier mit den starken Befestigungsanlagen und dem steil aufstrebenden wuchtigen Mauerwerk die Kraft der alten festen Stadt. Zwischen den Mauern und Türmen duckte sich das Häusergewirr der heutigen Altstadt. Schmale hochgezogene Häuschen drängten sich auf engem Raum aneinander und streckten ihre spitzen Giebel über die berganlaufenden, engen Gassen vor. Buntes Fachwerk leuchtete aus den winkligen Fronten der Gassen und Straßen.

Früh, schon um das Jahr 1450 lassen sich Industrieanlagen nachweisen und Siegen wurde nach und nach der Herrschaftsmittelpunkt der Nassau-Drainier. Nicht umsonst nannte man also einst die Stadt „Auge und Zier der Nassau“. Ganz von selbst kam hinzu das Aufblühen des Handwerkes und damit auch die Gründung von Zünften. Acht waren es hier im ganzen: die Stahlschmiede, Kleinschmiede, Berge, Schuhmacher, Wollweber, Bäcker, Schneider und Metzgerzunft. Zur Ausübung ihres Handwerkes waren den Zünften bestimmte Straßen zugeteilt, die entsprechende Namen trugen. Eine wichtige Aenderung brachte für die Stadt eine Urkunde aus dem Jahre 1303, durch die den Siegerner Bürgern das Soester Stadtrecht zuerkannt wurde und worin teilweise die Abgaben bestimmt waren, die an den Erzbischof von Köln und an Nassau-Drainier geleistet werden mußten. Doch blieb in Zukunft für Siegen und das ganze Siegerland in der Entwicklung maßgebend die Eisenindustrie, die sich jedoch immer mehr von der Stadt entfernte, einmal wegen der Lagerung der Erzkorkommen und dann auch mit Rücksicht auf die Ausnutzung der Wasserkraft.

Dann machte sich mit der Zeit in Siegen ein neuer Industriezweig bemerkbar: die Lederindustrie. Das Siegerländer Leder hatte lange Zeit Weltruf. Die Güte verdankte es der eigentümlichen Beschaffenheit des Wassers und der hervorragenden Gerbfähigkeit der Siegerländer Loh. Ueber 20 Gerbereien zählte Siegen, als durch die Einfuhr ausländischer Gerbstoffe auch diese Industrie zum Erliegen kam, denn das neue Verfahren war schneller und billiger, wenn auch das so hergestellte Leder die Qualität des eichenegerbten nicht erreichte. Doch ist auch da wieder eine Besserung eingetreten, da die ausländischen Gerbstoffe nicht mehr eingeführt werden können. Und so arbeiten die Gerbereien wieder mit voller Kraft.

Wer heute wieder ins Siegerland kommt und sieht die rauchenden Schornsteine und die laufenden Räder in den Fördertürmen und hört den Klang der Arbeit aus den Fabrikräumen, der hat fast denselben Eindruck wie einst der Staatsrat Hagfeld, der in einem Brief schrieb, das Land sei eine große Fabrik.

Wenn wir nun einen Rundgang durch die Stadt machen, so erschließen sich uns immer mehr und neue Schönheiten des Stadtbildes. Viele Schulen, darunter Berg-, Eisen- und Kulturbauerschulen haben ihren Ruf als Pflegestätten echter bodenständiger Kultur in unsere Zeit hinübergerettet. In Denkmälern, Gedanktafeln und überlieferten Andenken hält die Stadt das Gedächtnis an ihre größten Söhne, an den großen Maler Peter Paul Rubens, der in Siegen das Licht der Welt erblickte, an Jung Stilling, den Freund Goethes, an Dietzweg, den berühmten Pädagogen, oder an die Grafen und Fürsten zu Nassau, fest. Die Fürstengruft im unteren Schloße und das Heimatmuseum im oberen Schloße bergen eine Fülle geschichtlicher Schätze.



Die Nikolaikirche mit dem Wahrzeichen der Stadt.

Wer von den Befestigungsanlagen des oberen Schlosses aus einen Rundblick auf die Stadt und das lange Tal der Sieg wirft, gewinnt einen imposanten Eindruck von Stadt und Landschaft. Die Türme der alten Kirchen, besonders der eilige Turm der mittelalterlichen Nikolai-



Der Hüttenmann auf der Siegbrücke.

Kirche, überragen das gedrängte Häusermeer der Altstadt. Jenseits des Siegtals und der Seitentäler, bis zu denen die Altstadt hinunterkriecht, ziehen sich die neuen Stadtviertel an den Bergen hoch und verschwinden im Rand der Wälder. Ihre Straßen sind dicht mit Linden und Kastanien bepflanzt und zeigen ein überaus freundliches Bild. Im Hintergrund schließt in unübersehbaren Stufen die Kette der Siegerländer Berge, aus deren Waldfuppen hier und dort die Fördertürme der Gruben zum Himmel ragen, einen dichten Ball um die Stadt. Diese Berge, zwischen denen sich entzündende, von ländlichem Frieden erfüllte Seitentäler schlängeln, sind nicht nur ein landschaftlicher Schmuck, sie sind auch die Schatzkammern des Siegerlandes; in ihnen birgt sich das Erz, das seit Jahrtausenden hier geschürft wird. Nahe der Stadt, bei dem Dorfe Achenbach hat man vor kurzer Zeit die älteste Hüttenanlage der Welt, die wohl zweitausend Jahre alt ist, ausgegraben. Und heute sind die kraftvollen Gestalten des Bergmanns und Hüttenmannes, die mitten im Verkehr der Stadt zu beiden Seiten der Siegbrücke stehen — Schöpfungen des in Siegen geborenen Bildhauers Reusch — Sinnbilder der Arbeit und hoffnungsvollen Schaffens. — Wer einmal irgendwie in diesem Land weilt, erlebt alte, deutsche Geschichte und echte deutsche Berglandschaft, die eine der schönsten unter den deutschen Mittelgebirgen ist. Ob er den geschichtlichen Ueberlieferungen nachspürt, ob er auf den Plänen der Stadt, unter denen die malerischen Höfe der beiden Schlösser die schönsten sind, rastet oder von der Gartenterrasse des oberen Schlosses aus den einzigartigen Rundblick auf Stadt und Land genießt, unvergänglich werden seine Eindrücke bleiben.



Motiv aus der Altstadt.



Der Bergmann auf der Siegbrücke.

Heitere Welt.



„Du fühlst wie ne Leich“, Pitter!“ —
„Dewer el bün doch rot wie'n gefochten Krebs, Käptn...“
„Dat is doch of ne Leich.“

„Es ist doch unerhört mit euch!“ bringt die Mama die beiden Streithähne auseinander, „könnt ihr zwei denn nie einer Meinung sein?“
„Sind wir ja. Der Paul will die Banane allein essen und ich auch!“

„Was soll ich tun? Ich kann keine Nacht schlafen.“
„Trinken Sie jede halbe Stunde einen Kognak.“
„Hilft das?“
„Nein. Aber die Zeit vergeht angenehmer.“

„Hier haben Sie Ihr Schlafpulver, Frau Meier. Es reicht also für sechs Wochen.“
Frau Meier, erschrocken: „Besten Dank, Herr Apotheker, aber... so... so... lange wollte ich eigentlich gar nicht schlafen.“

Der kleine Rudolf sitzt bei Tante Lenchen auf dem Schoß. „Bitte, bitte, Tanti, mache doch nur einmal die Augen zu.“
„Aber warum denn, mein Junge?“
„Weil Papa gesagt hat: wenn Tante Lenchen die Augen zumacht, dann gehts uns allen gut.“

Tröstlich.

„Kaufen Sie ein Los, mein Herr! Kaufen Sie doch ein Los! Der Hauptgewinn ist ein Flugzeug!“ — „Was um des Himmels willen soll ich denn mit einem Flugzeug?“ — „Nehmen Sie ruhig ein Los. Sie glauben gar nicht, wie gering die Ausichten sind, etwas zu gewinnen.“

Heini und Kurt haben ihrer Tante zum Geburtstag gratuliert. Zwei Stüd Lorte stehen auf dem Tisch. „Nun bin ich neugierig.“ sagte die Tante, „wer von Euch die besseren Mautieren hat.“
„Die hat Kurt.“ sagte Heini schnell und nahm sich das größere Stüd.

Hast du gehört, daß Konstanze den Röntgenstrahlen-Spezialisten geheiratet hat?
„Ja, er war der einzige, der an ihr etwas finden konnte!“

„Sie irren sich, Frau Befede, wenn Sie unsere neuen Nachbarn für reiche Leute halten! Ich habe selbst gestern gesehen, wie Mutter und Tochter zur gleichen Zeit auf einem Klavier spielten.“

Als Mart Iwa in erst wenige Wochen verheiratet war, mußte er, wie das nun so ist, auf kurze Zeit verreisen. Als er zurückkehrte, fragte ihn die Gattin, ob er auch oft an sie gedacht hätte.
„Aber meine Liebe!“, rief er aus, „du wirst doch nicht glauben, daß ich auch nur einen Augenblick neben dir andere Dummheiten im Kopf gehabt habe!“

Sie: „Ich wünschte, daß du mit ein einziges Mal Geld gäbest, ohne daß ich dich darum bitten müßte!“
Er: „Und ich wünschte, daß du mir ein einziges Mal Gelegenheit geben würdest, es zu tun!“

Erichs Vater ist Elektrotechniker. Oft begleitet er den Vater, paßt auf, was der tut, und horcht, was so alles von den Geleuten und Meistern gesagt wird. Ja, er will auch einmal Elektrotechniker werden, und früh übt sich, was ein Meister werden will.

Eines Sonntags nun, als Erich im Garten spielt, hört der Vater plötzlich seinen Jungen brüllen, als wenn die Welt untergehen müßte. Schnell rennt Erichs Vater in den Garten hinaus.

„Was ist denn, was hast du denn, Erich?“, ruft er schon von weitem.
„Ich habe... ne Döfel angefaßt.“ sagt Erich unter Tränen, „und die war nicht genügend isoliert.“

In einem kleinen Dorf war ein Teil Falschgeld von unbekannter Hand in den Verkehr gebracht worden. Der Gemeindevorsteher hatte dieses natürlich sofort eingezogen, und eine Akte, die dieses vermerkte, war ordnungsmäßig an die Staatsanwaltschaft weiter geleitet worden. Die Staatsanwaltschaft konnte aber mit der Arbeit des Gemeindevorstehers nicht zufrieden sein, denn der hatte wohl die Akte, nicht aber das für die weiteren Untersuchungen wichtige Falschgeld eingeschickt. Deshalb ersuchte man ihn, das Geld sofort einzuschicken.
Es kam aber nur der Bescheid, daß der Amtsvorsteher das Geld bereits vor mehreren Wochen per — Postanweisung der Staatsanwaltschaft überwiesen hätte...

„Hm, ich habe da wohl eine Dame mit drei Millionen, aber was können Sie denn dafür in die Waagschale legen?“, fragte der Heiratsvermittler.
„Meinen uralten Namen!“
„So? — Wie heißen Sie denn?“
„Adam!“

Lehrer zum Fröh: „Kannst du mir einen Fortschritt unserer heutigen Zeit nennen, der im Familienleben eine Rolle spielt?“
Fröh: „Ja! — Früher hatte mein Vater einen Zylinder im Schrank hängen, jetzt aber hat er vier in der Garage stehen.“

Gardinenpredigt.

Sie: „Das ist wirklich die Höhe! Nachts um drei Uhr mußt du dich von einem Kellner nach Hause bringen lassen! Warum bist du denn nicht um zehn Uhr gekommen, wie du versprochen hattest?“
Er: „Der Kellner hatte nicht früher Zeit!“

In der Schule.

„Wenn ich drei Eier lege und lege noch zwei dazu, wieviel sind es dann?“ fragte der Lehrer den Jüngsten der Klasse.
„Ja, kannst du denn Eier legen?“ war die interessierte Antwort des kleinen Walter.

Der neue Kellner.

„Soll ich wirklich während meiner ganzen Dienstzeit in dieser Hölle herumlaufen?“
„Warum denn nicht? Ist sie Ihnen nicht fein genug? Die Hauptsache ist, daß ein tapferes, vaterlandsliebendes Herz darin schlägt!“

Unterhaltung.

„Wie findest du Walberts Braut?“
„Oh, ich schätze sie sehr hoch!“
„Ach auch... mindestens Mitte der Dreißiger!“



In der Elektrischen bietet ein junger, schwächlicher Mann einer sehr portulanten älteren Dame, die vor ihm steht, seinen Platz an.
„Oh, bitte.“ sagt die Dame lächelnd, „bemühen Sie sich nicht, Ihr Platz allein genügt mir doch nicht.“

Beim Arzt.

„Ein Glück, daß Sie zu mir gekommen sind, Herr Lehmann — es war nämlich die höchste Zeit!“
„Das kann ich mir denken, Herr Doktor — heutzutage brauchen eben alle Leute Geld!“

Die Tante fragt.

„Du willst dich sicher auch verheiraten, wenn du groß bist, nicht wahr, Eichen?“
Die siebenjährige Eva: „Niemals, Tante! Mutti sagt, heute gehen viele Ehen nach einem Jahr wieder auseinander, und dann ist doch solche arme Frau mit sechs, sieben unverheirateten Kindern da!“

Einladend.

„Dann sehe ich dich also etwa in zwei Stunden bei uns zum Abendessen!“
„Ja, gern, vielen Dank! Wird es denn Deiner Frau auch nicht zu überraschend kommen?“
„Ach bewahre — wir haben uns ja deswegen heute früh eine ganze Stunde gegankt!“



„Nach gefälligst ein etwas freundlicheres Gesicht, Suleika“

Bergehlichkeit.

„Na, Fräuleinchen, kann ich heute endlich meine Rechnung bezahlt bekommen?“
„Das tut mir aber leid — die gnädige Frau ist vor einer Weile ausgegangen und hat vergessen, mir das Geld für Sie zu geben!“
„So, Ihre Gnädige scheint überhaupt sehr vergeßlich zu sein — wie ich sehe, hat sie dort oben am Fenster ihren Kopf hinter der Gardine versteckt!“

Neulich war Krüger zu einer Zaubervorstellung. Er war mehr als begeistert.

„Denke dir doch“, sagte er zu mir, „der Zauberer gerät vor meinen Augen den Hundertmarkschein, den ich ihm gegeben hatte, und reichte ihn mir dann wieder vollkommen unversehrt zurück.“

„Du wirst doch nicht an diesen Unsinn glauben“, spottete ich.
„Aber gewiß“, trumpfte Krüger auf, „ich gab ihm doch einen falschen Hundertmarkschein und er gab mir einen echten zurück.“

Zu Herrn Müller kam ein recht aufdringlicher Hausierer. Herr Müller war natürlich recht bald erbost über den Händler, der sich auf seine Art abzumüllen ließ, und jagte schließlich jähren zu ihm: „Wenn Sie jetzt nicht bald machen, daß Sie fortkommen, pfeife ich meinen Hund.“

Darauf der Hausierer: „D, dann hätte ich wirklich eine gute Trillerpfeife für Sie, und spottbillig ist sie, das Stück nur zehn Pfennig.“

In der Schule behandelte der Lehrer gerade verschiedene Sprichwörter und fragte anschließend nach Beispielen, um zu sehen, ob seine Schüler auch den Sinn der Sprichwörter begriffen hätten.

„Es ist nicht alles Gold, was glänzt“, sagt er, „kann mir jemand dafür ein Beispiel nennen?“
Da steht der kleine Fröh auf und ruft: „Meine Hose, Herr Lehrer!“

Die Tante hat Geburtstag. Fröh, der sich schon den ganzen Tag diebisch auf das Abendessen gefreut hat, kommt bei Tisch neben die Tante zu sitzen. Nicht vor ihm steht die gebrauchte Gans, auf die er sich natürlich am meisten gefreut hat, denn ein Gänsebraten ist nichts Alltägliches. So kann er denn auch nicht seine Freude

meistern und sagt recht laut und vernehmlich: „Fein, daß ich direkt neben der fetten Gans sitzen kann!“
Die Tante ist natürlich empört und schaut den kleinen Fröh entsetzt an. Fröh merkt, daß er etwas gesagt hat, was nicht ganz einwandfrei ist, und stottert deswegen verlegen: „Entschuldige bitte, Tanti, aber ich meinte wirklich die, die auf dem Tisch steht.“

Ein Mann kommt stöhnend zum Arzt. „Herr Doktor“, wimmert er, „ich habe mich in einen rostigen Nagel gesteckt.“

„Na, aber sagen Sie mal, wie können Sie so etwas machen, haben Sie denn nicht gesehen, daß der Nagel rostig war?“

Hans kommt zum Vater: „Papa“, fragt er, „heißt es eigentlich la coeur de la coeur?“
Der Vater jedoch schüttelt den Kopf. „Reines von beiden, mein Junge, es heißt Litzler!“

Allerlei.

Wettlauf mit dem Tode.

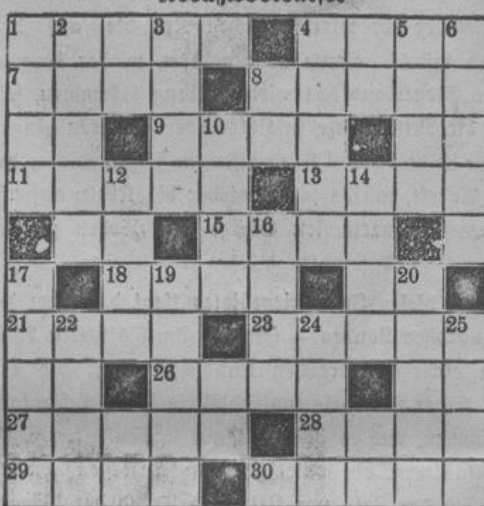
Bei der schrecklichen Bergwerkskatastrophe in Grasford in Wales sind — wie durch ein Wunder einige Bergleute gerettet worden. Es ist fast unglücklich, daß sie, ohne ernsthaften Schaden zu nehmen, durch das brennende Bergwerk, das noch dazu mit tödlichen Explosionsgasen angefüllt war, fliehen konnten. Aus ihren Berichten und aus Untersuchungen ergab sich nun die eigenartige Tatsache, daß die fliehenden Bergleute in eine Luftfalle gerieten, die mit großer Geschwindigkeit zwischen zwei Gichtgaswolken zum Ausgang getrieben wurde. Zufällig hielten sie in ihrem Lauf gleichen Schritt mit diesem Raum, in dem sie geschlüpft waren, so daß sie unverletzt am Ausgang ankamen.

Obwohl kein Schotte...

Ein englischer Offizier, der nach dem Kriege von seiner kleinen Pension leben mußte, zog nach Frankreich, weil er dort billiger leben konnte. Seit der französischen Insulation hat sich aber die Situation wesentlich geändert, und nun lebt man wieder in England billiger. Weil aber ein Umzug viel Geld kosten würde, hat sich der Offizier — Nichtschotte zu einem anderen Ausweg entschlossen. Er macht Weltreisen auf Schiffen, auf denen er sehr billig leben kann. Dabei hat er nur einmal in all den Häfen, die er passiert hat, Land betreten. Das war in Colombo — und das Lokmittel war: man konnte dort umsonst Golf spielen...

Rätsel-Ecke.

Kreuzworträtsel



Bedeutung der einzelnen Wörter.
a) von links nach rechts: 1 Fisch, 4 Fisch, 7 Oper von Verdi, 8 Hausier, 9 Rittelheld eines Romans von Freytag, 11 französischer Fluß, 13 Stadt in Holland, 15 Kreuzesinchrift, 18 Planet, 21 Rauchfang, 23 Fischeier, 26 Zwerg, 27 Gähnen des Wildschweins, 28 Liebesgott, 29 Fett, 30 Pfeilscheit.
b) von oben nach unten: 1 Fisch, 2 chemischer Grundstoff, 3 biblischer Ort, 4 Fisch, 5 asiatischer Strom, 6 Bühnenwerk, 10 Wiggumf, 12 Stadt im Rheinland, 14 Sache, 16 römischer Kaiser, 17 Fisch, 19 Naturerscheinung, 20 parlamentarische Staatsflotte, 22 Nebenfluß der Wolle, 24 Vorzeichen, 25 Gesichtsteil.

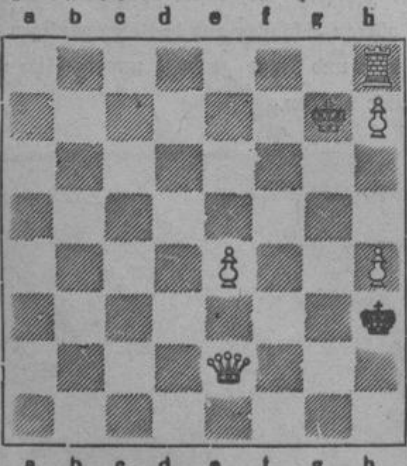
Auflösung des Kreuzworträtsels: a) 1 Loge, 4 Golt, 7 Eillen, 8 Ober, 9 Kojc, 11 Mast, 12 Reis, 14 Karl, 17 Arno, 18 Laster, 19 Ende, 20 Tara; — b) 1 Leer, 2 Glas, 3 Eipe, 4 Gnom, 5 Trefor, 6 Tort, 10 Oberon, 12 Kate, 13 Sole, 14 Koft, 15 Afta, 16 Lira.

SCHACH-ZEITUNG

Problem-Schach.

Aufgabe Nr. 41 von Fr. Palas.

Schwarz; Kf3 (1).



Weiß: Kg7, De2, Th5, Bc4, h4, h7 (6).

Matt in 3 Zügen.

Damengambit.

Partie Nr. 79.

(Gespielt im Turnier zu Leningrad im August 1934).
Weiß: Euwe, Holland. Schwarz: Rabinowitsch, Rußland.

1. d2-d4 e5-g6
 2. c2-c4 e7-e6
 3. Sb1-c3 d7-d5
 4. Lc1-g5 Lf8-e7
 5. e2-e3 0-0
 6. Sg1-f3 Sf6-e4
- Diese früher verpönte Spielweise wird in dieser Partie vom Führer der schwarzen Steine als völlig korrekt und zum Ausgleich ausreichend nachgewiesen.
7. Lg5-e7 Dd8-e7
 8. c4-d5
- Dieser Abtausch gilt als die beste und nachhaltigste

Fortsetzung. Auf 8. Dd3 setzt Schwarz am besten mit 8... Sxc3, 9. bxc3, dxc4, 10. Lxc4, Sd7 nebst e5 fort. Nach 8. Dc2 kann sich Schwarz steinwall-artig mit 8... c6! 9. Dd3, f5, 10. 0-0, Sd7 ufw. weiterentwickeln.

8. b2xc3 Se4xc3
9. Dd1-b3! Tf8-d8!
10. Dd1-b3! Tf8-d8!

Wäre Schwarz jetzt zu 10... c6 gezwungen gewesen, dann stünde er allerdings etwas unbehaglich, da ihm dann nur die bescheidene Springerentwicklung nach d7 zur Verfügung stünde.

11. c3-c4 Sd8-c6!
Das war bereits beim vorhergehenden Zuge beabsichtigt. Durch die Abtauschdrohung Dd4+ erzwingt Schwarz nun in wenigen Zügen völligen Ausgleich.

12. c4xd5 De7-b4+!
13. Sf3-b2!
Die hier übliche Fortsetzung 13. Dxb4, Sxb4, 14. Te1, Sxb5, 15. Dc4, c6 würde ebenfalls baldigen Remisschluß ergeben.

13. Sd2xb3 Db4xb3
14. Ta1-c1 Sb4xb5
15. c3-c4
Auf 16. Dc4 genügt c6 zum Ausgleich.

16. f2-f3 Td8-e8
17. f3-f4 Tf7-f5!
Schlecht wäre 17... c6, denn darauf würde Weiß nach 18. Rf2, Se7, 19. g4, wie Bogoljubow in seinem letzten Wettkampf gegen Spielmann bewies, durch sein starkes Bauernzentrum alle Trümmer in der Hand haben. Der energische Textzug unterbindet diese Möglichkeit sogleich im Anfangsstadium.

18. Rf1-c4 c7-c8
19. 0-0 f5x4
20. f3x4 Te8x4
Weiß kommt nun zwar zur Befreiung der 7. Linie, jedoch kann Schwarz noch rechtzeitig alle Gefahren bannen.

21. Dc4xb5+ c6xb5
22. Te1-c7 b7-b6
23. Tf1-f7 Te4-g4
24. Sd3-b2 Tg4-g6

Jetzt droht bereits Lh3, worauf g3 wegen Te8 ufw. nicht gut angängig ist.

25. Sd2-f3 Le8-h3
26. Sf3-g4 Tg6-g4
27. g2-g3 Ta8-f8
28. Tf7xg8+ Rg8xg8
29. Sd4-f3 h7-h6
30. Te7x7 Tf4-e4
31. Sf3-e5??

Ein großes Versehen, das den holländischen Vorkämpfer noch die Partie kostet. Auf 31. Rf2 wäre das Endspiel wohl zu halten gewesen.

31. Rf2-g3 Rf8-g8
32. Sd5-c6 Te4-e2
33. Sc6-e7+ Rg8-h7
34. Se7xb5 Te2-a2+
35. Rg1-h1 Ta2-f2
36. Sd5-e3 Tf2-e2

Weiß gab auf, da wegen der Mattdrohung der Springer verloren geht.

Partie Nr. 80. Sizilianisch.

(Wiesbaden 1934. Nach Anmerkungen von L. Engels).

Weiß: Dr. Rdbi. Schwarz: L. Engels.

1. c2-c4 e7-e6
2. Sd1-c3 Sg8-f6
3. g2-g3 d7-b5
4. c4xd5 Sg6xb5
5. Tf1-a2 Sd5-b6

Weiß beabsichtigt, auf dem Königsflügel nach sorgfamer Vorbereitung auf Angriff zu spielen; der Läufer auf g2 soll ihm dabei wichtige Dienste leisten. Das Spiel des Schwarzen richtet sich in der Folge darauf, die Wirkung dieses Läufers in der Diagonale möglichst abzuwürgen.

6. Sg1-f3 Sd8-c6
7. d2-d3 Tf8-e7
8. Rf1-e3 0-0
9. 0-0 f7-f5
10. Sc3-a4 Te7-e4
11. Ta1-c1 Rg8-h8
12. Sg3-b2?

Weiß besser war hier Lc5. Auf den Textzug beschränkt Schwarz mehr und mehr Oberwasser.

12. Lc5-b4 c6xb4
13. Te3xb4 c7-c6
14. Sc4-c5

15. Dd1-b3 Tf8-e8
16. Tf1-e1 Ta8-b8
17. a2-a4 a7-a5
18. Sd2-f1?

Dieser Rückzug ist gegen die Fesselung Lg5 gerichtet. Der Textzug stellt jedoch den Springer vollständig tauf und ist deswegen zu tadeln. Auf 18. Sc4 läme Schwarz allerdings nach 18... Sxc4, 19. Txc4, Dc7! (droht b6!), 20. Dc2, Dd6 wegen der Drohungen b6 und Lc6 ebenfalls in Vorteil.

18. Sd2-f1! Sd6-b5!
19. Sc5-a6 Nach 19. Lxb5, Dxb5, 20. Dxb5, cxb5 bekommt Schwarz ein günstiges Endspiel.

19. Sc5-a6 Tf8-a8
20. Dg2xb5 Ta8xa6
21. Dd5-f3 Ta6-b6
22. Dd3-c2 Tf6-b4
23. Sg3-b2 Tf6-a5
24. Te1-a1 Tc8-e6

Schwarz steht unmehr, nachdem er den Figurendruck vom Damenflügel beseitigt hat, im Besitz des Läuferspaars ausgezeichnet.

25. Sd2-c4 g7-g6
26. Rg1-f1 Rg8-a7
27. Ta1-a3 Dd8-c7
28. Ta3-b3 b7-b5!
29. Lb3xb4 a5xb4
30. a4xb5 c6xb5
31. Sc4-e3 Dc7-e7?

Ein großes Versehen, durch das sich Schwarz um die Früchte seines bis hierher ganz ausgezeichneten Spiels bringt. Gewinnerverheißend war Dd6, um die Kontrolle über das Feld b5 zu behalten. Danach konnten sich folgende Abspiele ergeben: 1. 31... Dd6, 32. Dc8, Dxc6, 33. Lxc6, Tc8, 34. Dd5, Rf7, 35. Lxc6+, Rxc6 mit entscheidendem Positionsvorteil; 2. 31... Dd6, 32. Sg2, Tc8, 33. Dd1, b3 mit Gewinnstellung.

32. Sg3-b5 Rg6xb5
33. Lf3xb5 Dc7-b7
34. Dc2-c6 Dd7xc6
35. Dd5xc6 Tc8-c8
36. Te6xb5 Tc8-c2
37. f2-f4 Tg5-e7
38. Dd1-b1 mit baldigem Remisschluß



„Gewinnen“

Ich bin, — das ist ich, ich bin ein kleines
im Fingerring. Ich bin ein kleines
in den modernen Barockmarkt
geworden. Immer schwerer fällt es
gut oder schlecht, Dinge oder geistreich
er über alle diese Dinge für die
zu gewinnen. Die Bilderwerke sind
umfangreiche für die Auffassung
aufzufassen, selbst finden die
1. Druck und die für die
1. Bild. Und das ist die
Vere, oft der allgemeinen
für die Kunstwerke von
1. in sein, das ist die
1. Ich bin. So werden die



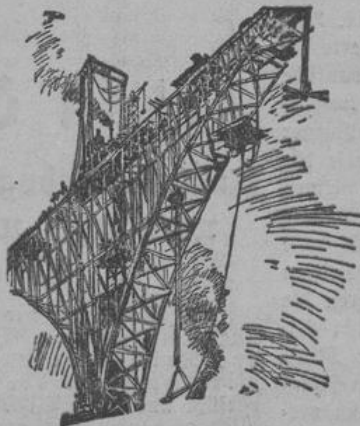
Werben!

inge Jahre hat der
beantriete es mit
arbeiten

Ein Automobil, das geschoben werden muß



Kleines Licht! —
Was nun ...?



Bewusst werben! Klug werben!



Noch vor hundert Jahren brachte der Postreiter

über die Schweiz die „neue Zeitung“, heute klappt
 er sie auf, als er die „Postzeitung“ liest. Und viel
 besser, sie werden mit der Zeit gekommen, denn
 heute der Post von einem großen Dienst
 der Zeitungsverwaltung, die heute in der
 70 und vor für die „Zürcher Zeitung“ und
 die „Zürcher Zeitung“ und die „Zürcher Zeitung“

Den be



Bergstraßen und Talwege...
Menschenwege.

Mit prophetischem Geiste, aus seinem innersten Wesen heraus
Aufsichtentwischung ersehnd, schlägt ein Mensch hinaus
durch die Täler und über die Berge, als ließe
und doch liebt er die schmalen
und kühnen



Dunferst

u. Schermerflecht. — Dann beschloß der Kaiser
den Dänen und die Engländer im Publikum. Wird
es bei Theater-Geschäftsführungen jeder zum die
welche Sie doch eine ebenso dramatische Szene
als dem Theater mit höchsten Eigenschaften
fordern und in den Dänen mit höchsten Eigenschaften
die Dänen, die Künstler nach vorzuziehen oder
Ihre Selbstgefälligkeit durch Ansehen noch
aber so und sie aufgeben damit nicht nur
sehr viele und sie aufgeben damit nicht nur
aber diese und jene Dänen und
Vorleser so -

Durch Zeitungsanzeigen werben!

Bocholt und sein Rathaus.

Der Name der späteren Stadt Bocholt erscheint in der Geschichte zum ersten Male im Jahre 779 n. Chr. in den Kämpfen der um ihr heimatisches Grenzgebiet und die Bewahrung ihres eigenen germanischen Volkstums ringenden Sachsen. In dem seit 772 von dem Frankenherzog Karl unternommenen Kriege war der Sieg auf seiner Seite, im Jahre 777 konnte er zum ersten Male im unterworfenen Lande das „Maifeld“, die große Heeresversammlung, bei Paderborn abhalten. Seine alsdann im Jahre 778 erfolgte Niederlage in den Pyrenäen aber weckte das jähre Sachsenvolk zum neuen Widerstand auf. Wieder aber blieb das Kriegsglück den Sachsen versagt. Karl überschritt im Jahre 779 bei Lippeham, der Stelle des Einflusses der Lippe in den Rhein, diesen Hauptstrom, drang in das Sachsenland ein und schlug bei dem Orte Bocholt den Widerstand der Sachsen nieder. Dieses Bocholt ist, wie man mit guten Gründen annehmen kann, unser heutiges Bocholt. Das besiegte

ein weit größeres gotisches Gotteshaus ersetzt wurde, wie es uns noch heute in seiner wesentlichen Gestaltung erhalten ist.

Mit der kirchlichen Entwicklung unseres Landes geht die politische Hand in Hand. Die Bischöfe wurden gleichmäßig wie die Laienfürsten allgemach Landesherren. Die Landesherren, geistliche wie weltliche, aber sind es, denen ein vorwiegender Teil der Stadtgründungen zu danken ist. Diese Stadtgründungen mehrten sich seit dem 12. und namentlich seit dem 13. Jahrhundert stark. Im Jahre 1201 verließ der Bischof zu Münster, Hermann II., dem Dorfe Bocholt Reichsbildrecht, ein Recht, das als Ortsrecht vielfach der Verleihung des Stadtrechtes vorausgeht, und 1221 am 17. Januar wird Bocholt durch seinen Landesherren, Bischof Dietrich III., zur Stadt erhoben.

Damit war der auch schon vorher durch Wall und Graben gesicherten Ortsanlage das Recht auf Errichtung festungsbauähnlicher Werke verliehen. Mit dem Erwerb des Stadtrechtes waren auch verbunden das Marktprivileg, das Recht auf Bildung von Gilden, auf freiere und leichtere Besteuerung seitens des Landesherren und nicht zuletzt auf die Gewährung einer von den Bürgern selbst vorzunehmenden Wahl der Stadtbürgerschaft. Von jener Zeit an änderte sich auch das äußere bauliche Bild des Ortes wesentlich. Gutgeführte Bürger legten an die Stelle der ursprünglichen primitiven Lehmhäuser stattliche Bauten. Aelter als diese Bauten des eigentlichen Bürgerstandes waren die auf den wehrhaften Söhnen Abteiler oder Ministerialer errichteten Steinbauten. Erwähnung verdienen die für das Rechts- und Wirtschaftsleben der damaligen Zeit charakteristischen städtischen Mäulenbauten. Zu diesen baulichen Anlagen gesellen sich die Bauwerke, die religiösen und caritativen Zwecken gewidmet waren. Neben der bereits erwähnten uralten Pfarrkirche St. Georg, der drittgrößten im Stift Münster, entstand um 1310 die sogenannte Neue Kirche, Kirche Unserer Lieben Frau. Es wuchsen die klösterlichen Gebäulichkeiten des Weißen und Schwarzen Stiftes im Beginn des 14. Jahrhunderts und danach das Kloster der Augustinerinnen auf dem Schönenberg (etwa um 1447). Eine hervorragende Stätte des Mildelebens war das Gasthaus, an der östlichen Seite des jetzigen Gasthausplatzes gelegen, das zuerst 1348 erwähnt wird und im Laufe der Jahrhunderte mit bedeutenden Schenkungen Bocholter Bürger bedacht wurde.

Da, wo die uralten Heßwege von Norden nach Süden, von Westen nach Osten sich begegneten, erhob sich das Rathaus der Stadt, das bald nach Beginn des 14. Jahrhunderts errichtet wurde. Seine Konstruktion gehört der mittelalterlichen Bauart gemäß der Gotik an, das Baumaterial bestand aus Backsteinen und Ziegeln. Die Räumlichkeiten dieses ersten Rathauses waren von bescheidenem Ausmaße. Für größere, auch rein weltliche Tagungen, wie die Ratssitzungen, wurde die Stadtkirche St. Georg benützt. In den alten Zeiten dienten ja die Kirchenbauten nicht bloß religiösen Zwecken, ihre oft gewaltig massiv angelegten Türme waren vielmehr den Kirchspielseinswohnern zugleich Schutz gegenüber Feindeshand und Feuersbrunst und Beherbergungsort für wirtschaftliches und geistiges Gut, Getreide und Urkundenmaterial.

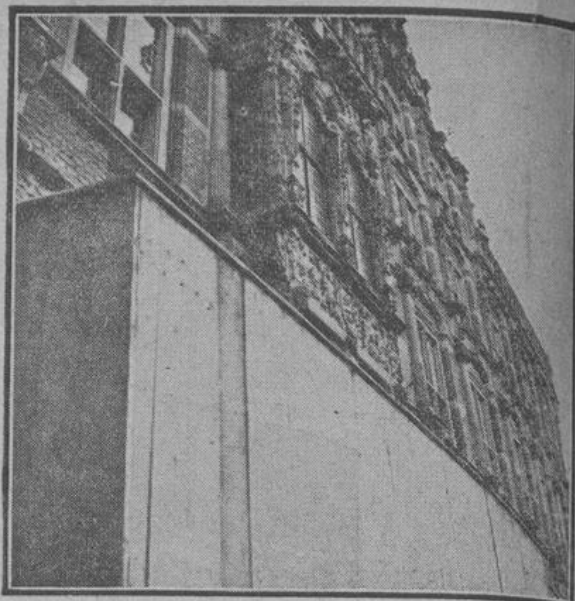
An die 300 Jahre überdauerte das erste Rathaus. Inzwischen hatte die in Italien erwachte Geistesbewegung der Renaissance auch in Deutschland in Wissenschaft und Kunst Reizes und ihrer Gedankenwelt Gleichgestaltetes erzeugt. Im 16. Jahrhundert entwickelte sich eine reiche Bautätigkeit im Stil der Renaissance, der eine bewußte Abwendung von der Gotik bedeutet. Darum ist es trotz der schweren Wirtschaftsnöte, in die vor allem der Spanisch-Niederländische Krieg, der 1568 einsetzte und 1609 erst zu einem vorläufigen Abbruch gelangte, nicht verwunderlich, wenn auch in Bocholt der Gedanke zur Errichtung eines dem Geistmaße der Zeit und dem stolzen, lebensfrohen Sinn seiner Bürger entsprechenden Rathauses erwachte.

Am 9. Juni 1618 begann man mit dem Bau, und um 1621 war das Werk beendet. Die Baukosten, die sich auf etwa 13 000—15 000 Taler beliefen, wurden zu einem nicht geringen Teil durch freiwillige Geldspenden der Bürgerschaft aufgebracht.

Dem glanzvollen Gebäude, das ein Symbol eines freien, stolzen, lebenskräftigen Bürgerstandes sein sollte, widerfuhr das Schicksal, als bald Zeiten leben zu müssen, die den tiefsten Niedergang einmaliger Selbstherrlichkeit der deutschen Städte bedeuteten. Das absolutistische Streben und der fanatische Geist der Unbuddisamkeit der damaligen Landesherren schlug wie überall in Deutschland so auch im Hochstift Münster die alten bürgerlichen Freiheiten und Privilegien in Fesseln und beraubte die Städte ihrer Geldquellen. Donatwillkür, Intoleranz und deutsche Uneinigkeit beschwerten das Elend und die Schmach des 30jährigen Krieges herauf.

Während dieses Krieges hauchten in Bocholt Kriegsvölker aller Herren Länder, Stadt und Bürgerschaft mit Gewalttat und Erpressungen plagend. Das Rathaus nahmen sich die feindlichen Truppenführer zum Quartier. Zu diesen gewaltigen Einwirkungen kamen Witterungseinflüsse hinzu, die das Rathaus schon sehr bald renovierungsbedürftig machten. Aber die Ungunst der wirtschaftlichen Verhältnisse und die kriegerischen Verwicklungen in der napoleonischen Zeit ließen die Renovierungspläne nicht zur Verwirklichung kommen.

Auch die spätere Zeit hatte kein Empfinden für die herrlichen Formen der Vergangenheit. Die Fassade des Rathauses wurde verunkeltet, im Innern erfolgten kläglichste Umbauten. Erst in den Jahren 1910—1914 wurde der Boden für eine vollständige Erneuerung vorbereitet. Der Ausbruch des Krieges jedoch unterband die Bemühungen vorläufig. Die Verwitterung des Rathauses griff immer weiter um sich, Bauteile stürzten herab. Um Unglücksfälle zu verhüten, mußte der prächtige Mittelgiebel abgetragen und am Rathaus eine Schutzbühne



Der „historische“ Bauzaun

angebracht werden. Erst Mitte 1928 wurde mit den Wiederherstellungsarbeiten begonnen. Diese mußten aber Ende 1930 unterbrochen werden, da keine Geldmittel mehr aufzubringen waren. Es waren bis dahin die inneren Umbauarbeiten im Rohbau und die äußeren Wiederherstellungsarbeiten bis auf die Instandsetzung des Arkadenganges fertiggestellt. Erst gegen Ende des Jahres 1931 kam aus Berlin die Nachricht, daß für die restlichen Wiederherstellungsarbeiten 50 000 RM. bewilligt seien. Die Arbeiten gingen dann sehr rasch voran, und vor wenigen Tagen, am 17. Oktober, konnte das prächtige Rathaus, einer der schönsten Renaissance-Bauten Deutschlands, in Anwesenheit hoher Gäste wieder seiner Bestimmung übergeben werden.



Photo Bigge

Das Bocholter Rathaus nach der Wiederherstellung

Voll unterwarf sich zunächst, stand dann unter seinem Führer, dem Herzog Widukind, im Jahre 782 zum neuen Ringen um seine Freiheit auf. Aber aller Streit blieb nutzlos. Das Jahr 785 brachte die Entsagung alles Kampfes durch den großen Heerführer Widukind selbst; er wird Christ, das alte Sachsenland wird politisch dem großen Frankenreich einverleibt und durch allmähliche Gründung von Bischofsstühlen dem katholischen Christentum zugeführt.

794 wird Luitger Bischof von Münster, und zu den ersten Kirchengründungen durch ihn gehört die Pfarre Bocholt am Platz der uralten Siedlung Bocholt mit ihrer dem hl. Georg geweihten Kirche, deren ursprünglicher Holzbau denselben Platz einnahm wie das um 1100 errichtete steinerne romanische Gebäude, das ab 1415 in langsamer, erst gegen 1475 endender Bautätigkeit durch

liben Zwecken gewidmet waren. Neben der bereits erwähnten uralten Pfarrkirche St. Georg, der drittgrößten im Stift Münster, entstand um 1310 die sogenannte Neue Kirche, Kirche Unserer Lieben Frau. Es wuchsen die klösterlichen Gebäulichkeiten des Weißen und Schwarzen Stiftes im Beginn des 14. Jahrhunderts und danach das Kloster der Augustinerinnen auf dem Schönenberg (etwa um 1447). Eine hervorragende Stätte des Mildelebens war das Gasthaus, an der östlichen Seite des jetzigen Gasthausplatzes gelegen, das zuerst 1348 erwähnt wird und im Laufe der Jahrhunderte mit bedeutenden Schenkungen Bocholter Bürger bedacht wurde.

Da, wo die uralten Heßwege von Norden nach Süden, von Westen nach Osten sich begegneten, erhob sich das Rathaus der Stadt, das bald nach Beginn des 14. Jahrhunderts errichtet wurde. Seine Konstruktion gehört der mittelalterlichen Bauart gemäß der Gotik an, das Baumaterial bestand aus Backsteinen und Ziegeln. Die Räumlichkeiten dieses ersten Rathauses waren von bescheidenem Ausmaße. Für größere, auch rein weltliche Tagungen, wie die Ratssitzungen, wurde die Stadtkirche St. Georg benützt. In den alten Zeiten dienten ja die Kirchenbauten nicht bloß religiösen Zwecken, ihre oft gewaltig massiv angelegten Türme waren vielmehr den Kirchspielseinswohnern zugleich Schutz gegenüber Feindeshand und Feuersbrunst und Beherbergungsort für wirtschaftliches und geistiges Gut, Getreide und Urkundenmaterial.

An die 300 Jahre überdauerte das erste Rathaus. Inzwischen hatte die in Italien erwachte Geistesbewegung der Renaissance auch in Deutschland in Wissenschaft und Kunst Reizes und ihrer Gedankenwelt Gleichgestaltetes erzeugt. Im 16. Jahrhundert entwickelte sich eine reiche Bautätigkeit im Stil der Renaissance, der eine bewußte Abwendung von der Gotik bedeutet. Darum ist es trotz der schweren Wirtschaftsnöte, in die vor allem der Spanisch-Niederländische Krieg, der 1568 einsetzte und 1609 erst zu einem vorläufigen Abbruch gelangte, nicht verwunderlich, wenn auch in Bocholt der Gedanke zur Errichtung eines dem Geistmaße der Zeit und dem stolzen, lebensfrohen Sinn seiner Bürger entsprechenden Rathauses erwachte.

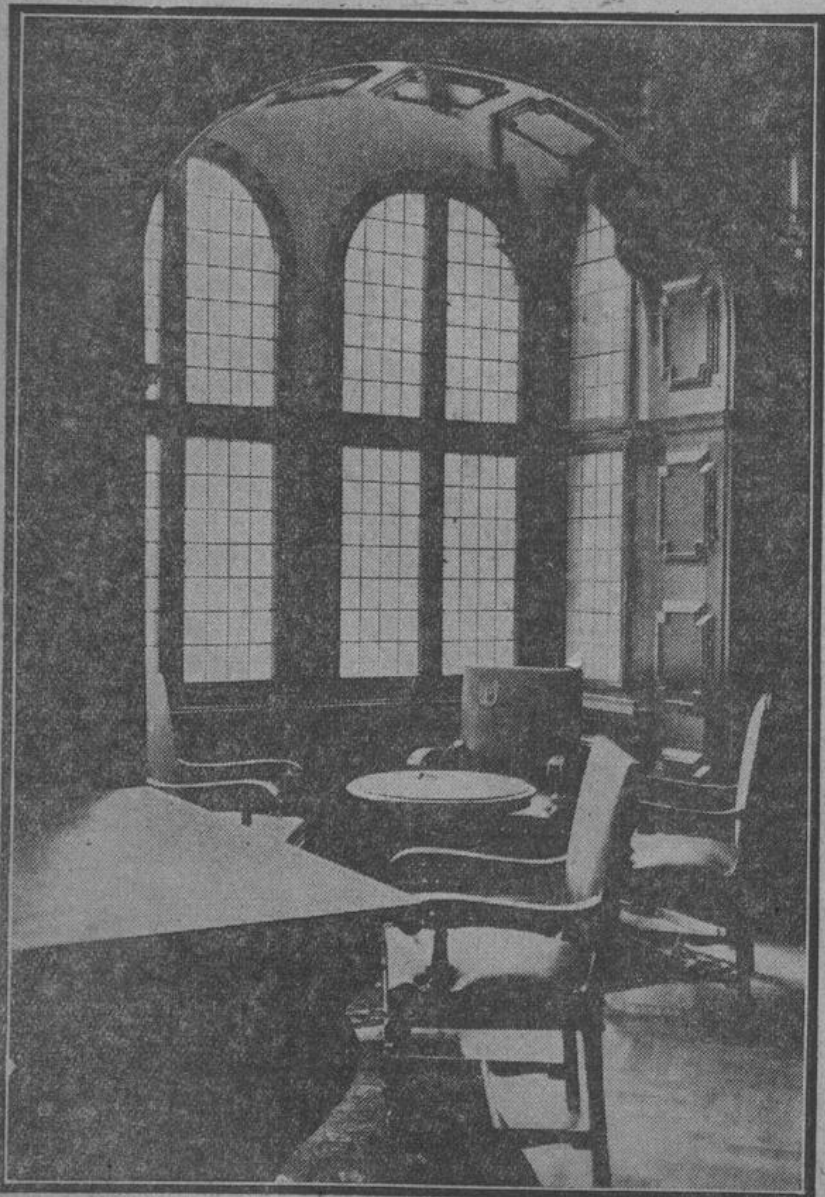


Photo J. Orthaus

Blick in die Erkernische des Ratsherrnzimmers

Jeder Volksgenosse in die Deutschen Arbeitsfront!

Reichsbetriebsgemeinschaft „Landwirtschaft“ wird in die DAF eingegliedert.

Der Stabsleiter der DAF, Dr. Len, hat vor wenigen Tagen mit sofortiger Wirkung die Eingliederung der Reichsbetriebsgemeinschaft 14 (Landwirtschaft) in die Deutsche Arbeitsfront verfügt und die DAF-Dienststellen angewiesen, die Eingliederung umgehend vorzunehmen.

Mit dieser Anordnung des Stabsleiters der DAF wird der Ring der bereits in der Deutschen Arbeitsfront zusammengeschlossenen Reichsbetriebsgemeinschaften fest geschlossen, die nunmehr alle — da auch mit dem 1. Dezember die Deutsche Angestelltenfront in die Deutsche Arbeitsfront eingegliedert wird — in der Deutschen Arbeitsfront als der einzigen Reichsorganisation des deutschen schaffenden Menschen zusammengefaßt sind. Nach der nunmehr erfolgten Umorganisation der Deutschen Arbeitsfront hat Dr. Len die Aufnahmeperre für die Deutsche Arbeitsfront bekanntlich aufgehoben. Damit wird auch den Volksgenossen, die bis zur damaligen Aufnahmeperre sich nicht hatten entschließen können, ihren Beitritt zur Deutschen Arbeitsfront zu vollziehen, sich inzwischen aber eines anderen besonnen haben, die Möglichkeit eröffnet, sich nunmehr in die große Organisation der Deutschen Arbeitsfront einzugliedern.

Ein Sozialamt im Gau Westfalen-Nord

Beim Gau Westfalen-Nord ist mit dem 15. Oktober das Sozialamt eingerichtet worden, das unverzüglich seine Arbeit aufgenommen hat.

Das Arbeits- und Aufgabenfeld des Sozialamtes ist außerordentlich weit gesteckt. Nicht die Lösung von Streitfällen ist seine Aufgabe, hierbei soll es nur notfalls mitwirken. Vielmehr soll es in erster Linie für völlig einheitliche Führung sozialpolitischer Fragen im gesamten Gaugebiet besorgt sein. Die Vielfältigkeit der sich ergebenden Aufgaben macht es unmöglich, genaue Vorschriften für die Arbeitsweise einer jeden einzelnen Dienststelle herauszugeben. Häufig wird nur das Fingerzeigegefühl und der edler nationalsozialistischer Geist des Einzelnen unterscheiden können.

Eine solche Ziel- und Wegleitung macht es unbedenklich, daß nun eine rein bürokratische Untergliederung des Sozialamtes in die Kreise und Ortsgruppen durchgeführt wird. Denn wenn das Sozialamt nicht in fester lebendiger Fühlung mit dem Volksganzen bleibt, ist seine Arbeit von vornherein zur Unmöglichkeit verdammt, d. h. daß die Sozialarbeit in den Kreisen und Ortsgruppen von den verantwortlichen Amtswaltern persönlich durchgeführt werden muß. Schon bisher hat die Hauptlast der sozialpolitischen Kleinarbeit auf ihren Schultern geruht, und sie haben sich aus nationalsozialistischem Verantwortungsbewußtsein heraus dieser Aufgabe stets gern gewidmet.

Ehren-Plakette des Führers.

Eine Bitte an die Betriebsführer im Gau Westfalen-Nord.

In den nächsten Tagen werden jedem Betriebsführer Prospekte und Einzeichnungslisten über eine Ehrenplakette des Führers durch die Dienststellen der DAF ausgehändigt werden. Es handelt sich um eine Ehrenplakette des Führers, die auf Veranlassung von Prof. Rudolf Heß von Prof. Wolff entworfen ist. Die Plakette — in Kunsteisen ausgeführt — ist geeignet, den fähigen Führerbildern, die in letzter Zeit auf den Markt

gekommen sind, ein Ende zu bereiten, weshalb der Stabsleiter der DAF, Dr. Len, die gesamte Organisation der Deutschen Arbeitsfront zum Vertrieb dieser Ehrenplakette des Führers eingeleitet hat. Die Betriebsführer werden gebeten, die Einzeichnungslisten allen Mitgliedern der Gefolgschaft vorzulegen und durch evtl. Vorschläge den Kauf zu erleichtern.

Die Ehren-Plakette des Führers mit dem Spruch: „Ich glaube an Deutschland“ ist in einer Größe von 33 mal 22 Zentimeter hergestellt worden und darf als hervorragend gelungenes Kunstwerk, das in seltener Klarheit und Schärfe die landschaftlichen Züge des Führers zum Ausdruck bringt, angesehen werden. Es soll nach dem Wunsch Dr. Lens Allgemeingut des deutschen Volkes werden.

„Schönheit der Arbeit!“

Rückwirkungen auf den schaffenden Menschen.

Die Frage, welche Wirkungen die unter dem Begriff „Schönheit der Arbeit“ fallenden Einrichtungen auf den schaffenden Menschen ausüben, ist nach menschlichem Ermessen zu beurteilen. Die Arbeitsfreude wird gewandelt, wenn Licht und Helligkeit in seine Werkräume eindringen und das verhasste Halbdunkel verschwindet. Ordnungssinn, Sauberkeit und Genauigkeit in der Ausführung der Arbeiten sind die steten Verbindungen für Licht und Ordnung in der Gefolgschaft. Soll dem arbeitenden Menschen die Arbeitspause mißfällt und als unerwünschte Unterbrechung des Arbeitstempes betrachtet werden, wie es in der vergangenen Zeit geschehen ist, diese Auffassung wird weit ab von den Bestrebungen unserer Tage. Auch ein freundlich gestalteter Raum für die Arbeitspause ist notwendig. Mit dem heutigen Stand der Hygiene und den Bestrebungen zur Erhaltung unserer Volksgesundheit ist nicht vereinbar, daß die zur Ausführung der erlaubten Arbeitskräfte erforderliche Zeit auf der Arbeitsstätte selbst verbracht wird. Nur dort gelingt die Belebung der Arbeitskraft, wo dem Ruhebedürfnis des Menschen genügt und eine günstige Ablenkung geboten wird.



Photo J. Orthaus

Der Arkadengang